1308V2

Paed. pr. 4463 y
-3
545/3
Südd. Lehrerbücherei
MÜNCHEN, 13 08 1/2
1356

12354,

Franz Grünberg's

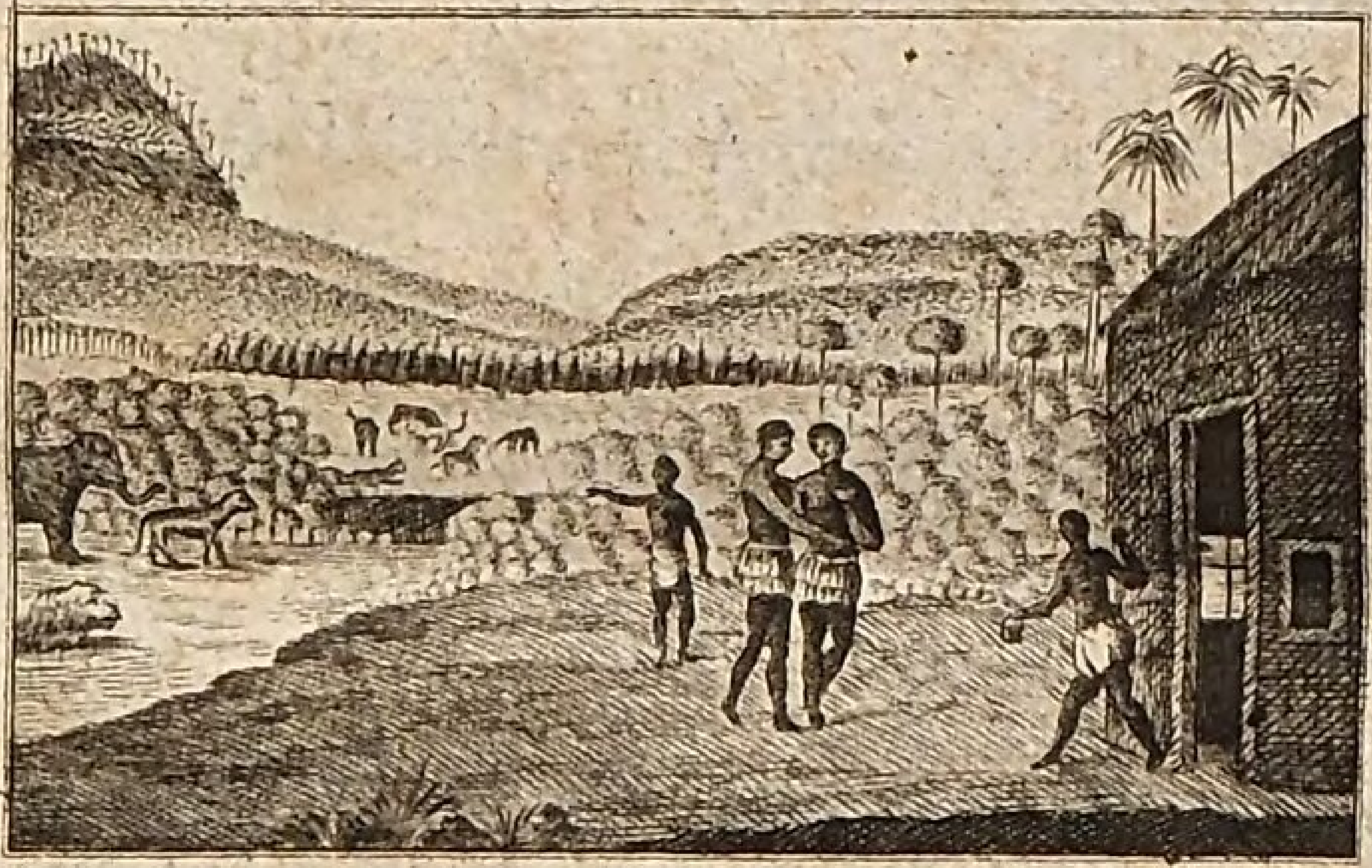
Abendunterhaltungen

mit

seinen kleinen Kindern

über

die Erde, Natur und Menschen.



V 1308 2

Dritter und letzter Band.

Nürnberg,
in der Raspeschen Buchhandlnng.
1805.

Südd. Lehrerbücherei
München

1356

Bayerische
Staatsbibliothek
München

POL- 36933

Vorbericht.

Den Zweck dieses Buchs haben wir schon in der Vorrede zum ersten Bande angegeben. Abendunterhaltungen haben wir es deswegen genannt, weil wir glauben, daß alle gute Eltern von der langen Zeit des Tages doch wenigstens des Abends, nach Vollendung ihrer Geschäfte, ein halbes Stündchen ihren kleinen Lieblingen widmen werden. Denn gerade in den ersten Jahren ihres Lebens, wenn die Kinder den Gebrauch ihrer Sinne erlangt haben, und eben anfangen, ihre Gedanken durch Worte auszudrücken, sind sie des Unterrichts und der Belehrung am mei-

sten fähig, wenn man darunter nichts weiter als eine natürliche Anleitung verstehen will, wie sie sich Begriffe einsammeln und ihre Kräfte sollen brauchen lernen.

Kinder pflegen auch, vornemlich in den Abendstunden, nach keinem Zeitvertreibe so sehnlich zu verlangen, als nach Erzählungen. — Dann werden auch die Kinder, selbst diese Abendunterhaltungen, wie wir nun aus Erfahrung wissen, mit Vergnügen lesen, und mit und bei dem Lesen ihren Verstand mit mancherlei gemeinnützigen Kenntnissen bereichern, über sich selbst und über die Dinge um sich her belehrt und aufgeklärt, Aberglaube und Vorurtheil immer mehr entfernt, die Denk- und Beurtheilungskraft der Kinder geschärft und ihr Wille für das Gute geneigt gemacht werden.

Uebrigens bemerken wir hier nur noch, daß der versprochene specielle Unterricht von Deutschland, weil er noch immer nicht ganz sicher geliefert werden kann, weggeblieben, und dafür das Planiglob und eine allgemeine Betrachtung der Erde und ihrer Bewohner aufgenommen worden ist.

Endlich fügen wir hier nur noch eine kurze Uebersicht des Ganzen bei, weil eine vollständige Inhaltsanzeige mehr als zwei Bogen erfordern würde.

Kurze Uebersicht des Inhalts der drei Bände.

Der erste Band enthält:

	Seite
1) Der Frühling und Herbst - -	1
2) Der mitleidige Fritz - - -	2
3) Hans Adolph und die Taube - -	3
4) Der Mann ohne Hände - -	4
5) Die Wachsfiguren - - -	8
6) Noch etwas Schöneres - -	10
7) Annehmlichkeiten des Winters — Frühlings — Sommers — Herbstes — wie auch Beschwerden der Jahreszeiten, nebst eingestreuten Geschichten	12 bis 20

Seite

8) Herr Sander, ein Kaufmann in Leipzig, verspricht seinem kleinen Sohn, wenn er fleißig ist, etwas lernt und sich abhärtet, mit auf Reisen zu nehmen — dieß geschieht — er reist dann zuerst mit ihm von Leipzig nach Gotha, und besucht andere Städte — was nun bei der Hin- und Herreise vorgefallen. Von Glatz. - - - 24 bis 80

9) Die kranke Mutter - - - 80

10) Die Messe - - - - 85

11) Die Pflaumen - - - 103

12) Bei Tische muß man sich anständig betragen - - - - 108

13) Der gute Karl - - - 114

14) Der lüsterne Knabe - - - 118

15) Valentin Weber, der Leichtsinnige — in dem Hause seiner Eltern — auf der Schule — lernt die Handlung — will ein Schauspieler werden — wird Soldat — verliert seinen Vater — legt eine Handlung an — spielt Bankrott — geht nach Amerika — kommt in die Sklaverei — endlich wieder in sein Vaterland zurück. Von Glatz. 131 bis 178

Seite
16) Die Sonne - - - - - 179
17) Vergleichung der Naturkräfte mit den Kräften der Kunst - - - 182
18) Thau — Reif — Irrwisch — Strich-Land-Staub-Platzregen — Wolkenbruch — Hagelwetter — Schnee 184 bis 199
19) Hausers Reise und Abentheuer in England — Spanien — Portugal — Frankreich — Holland — kommt in Todesgefahr — in Afrika — unter den Wilden — geht mit auf die Elephanten-Leoparden-Hyänen- und Löwenjagd — kommt in sein Vaterland zurück. Von Glatz. 199 bis 234
20) Die Räuber - - - - - 235
21) Strafen in Deutschland — in der Türkey — in Rußland - - 238 bis 245
22) Was sind Natur- und Kunstprodukte? — Eintheilung der Naturprodukte — Unterschied der Thiere — a) Säugthiere, b) Vögel, c) Amphibien, d) Fische, e) Insekten, f) Würmer 246 bis 335
23) Vier Gespräche über die Thiere 336 bis 376

Der zweite Band enthält:

Seite

1) Wie sehr man sich durch allzugroßen Schrecken und Furcht schaden kann 1 bis 23

2) Einige Beispiele, aus denen man sehen kann, daß man sich gar nicht vor Gespenstern zu fürchten braucht 24 bis 33

3) Sehr oft werden Spukereien angestellt, um böse Absichten zu erreichen 33 bis 43

4) Oft treffen so seltene und sonderbare Umstände zusammen, daß eine natürliche Sache das Ansehen bekommt, als ob sie nicht natürlich wäre - 44 bis 48

5) Eigensinn, Ungehorsam und Widerspenstigkeit bringt Unglück - - 49

6) Der Unhöfliche ist nirgends wohl gelitten - - - - - 52

7) Zanksüchtige machen sich überall verhaßt - - - - - 55

8) Die meisten Erfindungen und nützlichsten Entdeckungen sind von Deutschen 57

9) Irin - - - - - 60

Seite

10) Der glückliche Fährer - - - 65

11) Beherrsche deine Begierden und Leidenschaften, sonst beherrschen sie dich. (Eine morgenländische Geschichte.) - 79

12) Die Tellheimische Familie, oder Tugend und Unglück, von Glatz - - 88

13) Natur und Wesen der Pflanzen - 147

14) Menge und Nutzen der Pflanzen - 167

15) Der abgeschälte Kirschbaum - - 185

16) Die Expedition im Garten - - 190

17) Verschiedene Lebensarten und Gewerbe - - - - - 220

18) Der Landmann - - - 222

19) Der Bürger - - - - 230

Der dritte Band enthält:

Seite

1) Grünberg's Geburtstag - - 1

2) Kindliche Dankbarkeit - - - 15

3) Geschwisterliebe - - - - 21

4) Der Erdkörper — Luft — Wasser — Feuer — Elemente — Mineralien — Erdarten — Salze — brennbare Mineralien — Metalle - - 24 bis 36

5) Der Branntwein - - - 37

6) Kinderlied beim Spiel - - - 43

7) Gefährliche Spiele muß man meiden - 45

8) Auch bei Pferden müssen Kinder behutsam seyn - - - - 48

9) Schaden durch Schießgewehr - - 52

10) Wenn man sich erhitzt hat, muß man weder trinken, noch auf eine andere Art sich erkälten - - - 55

11) Ordnung und Reinlichkeit - - 58

12) Höflichkeit - - - - 64

13) Unterricht über die Anlagen des menschlichen Gemüths - - 70 bis 141

Seite
14) Hausers Reise nach Regensburg und Wien 142
nach Preßburg - - 148
nach Zipsen - - 150
besteigt die Carpathen - 152
nach Miskolz - - 157
nach Debretzin - - 167
nach der Wallachey - 174
nach Konstantinopel - 186
nach Rußland - - 188
nach St. Petersburg - 203
nach Liefland - - 214
Wiederkehr über Berlin nach Hamburg - - 216

15) Das Planiglob und eine allgemeine Betrachtung über die Erde und Völker 218

16) Briefwechsel zwischen einem Vater und Sohne - - - 252 bis 307

Grün-

Grünberg's Geburtstag.

Franz Grünberg war im August geboren. Dieser Tag wurde von seiner Familie alle Jahre gefeyert. Frau und Kinder suchten an demselben ihm auf verschiedene Weise ihre Liebe und Dankbarkeit zu erkennen zu geben.

Gustav! rief eines Tages Sophie, weißt du schon, daß in acht Tagen Vaters Geburtstag ist? — Ja, liebe Schwester, antwortete Gustav. Warum fragst du mich darum? — Ich wollte nur wissen, versetzte Sophie, ob du nicht vergessen habest, daran zu denken. Höre, Gustav, es ist nun Zeit, daß wir uns berathschlagen, auf welche Weise wir dieß Mal unsern Vater eine Freude machen wollen.

Noch diesen Abend versammelten sich die Kinder in dem Garten, und beschlossen, daß sie den Vater dieses Jahr in einem nahen Laubwäldchen überraschen wollten. Hinter diesem kleinen

Walde lag nemlich einer von Grünberg's Gärten, den er vorzüglich liebte. Wenn er an seinem Geburtstage erwachte, ging er immer, ohne mit iemanden vorher im Hause zu sprechen, in diesen Garten, fiel dort in einem Winkel auf seine Kniee, und dankte Gott, daß er ihm bis dahin sein Leben geschenkt, und Gelegenheit und Kraft verliehen habe, Gutes zu stiften. Auch wiederholte er in diesen heiligen Augenblicken den Vorsatz, mit iedem Tage besser zu werden. Kehrte er nach Hause zurück, so mußte er durch das erwähnte Wäldchen gehen.

Der Geburtstag war da. Grünberg begab sich, als in seinem Hause noch alles zu schlafen schien, in den Garten, und verrichtete sein Gebet. Es war der herrlichste Sommermorgen. Maiestätisch erhob sich die goldene Sonne. Vögel erwachten, hoben sich in die Luft, und sangen ihr Morgenlied.

Grünberg lag auf den Knien, als die Sonne aufging; einige Strahlen drangen durch die Zweige, und beschienen das Angesicht des Betenden. Eine fromme Heiterkeit erfüllte sein Herz. Er dachte an die Vergangenheit, und freute sich; er blickte in die Zukunft und hoffte

das Beste. Eine wunderbare Empfindung durchströmte sein Inneres; so gerührt, so zu Gott erhoben, hatte er sich lange nicht gefühlt; in seinem Auge glänzte eine dankbare Thräne; er konnte weiter nichts sprechen, als: Gott, du kennst mein Herz!

Nach einer Stunde kehrte Grünberg nach seiner Wohnung zurück. Seine Seele war sanft gestimmt, innig seine Freude, als er die schöne Landschaft übersah, die vor ihm lag. — Er trat in das Laubwäldchen; da erscholl in der Nähe eine sanfte, erheiternde Musik von Waldhörnern. Grünberg stand still und horchte. Die Musik hörte auf und er schritt weiter.

Kaum war er einige Schritte gegangen, als aus einem Gebüsche Sophie hervorsprang, und mit den Worten: Lieber Vater! an seinem Halse hieng. Liebes, gutes Kind! stammelte der überraschte Vater, den die unvermuthete Erscheinung seiner geliebten Tochter erschüttert hatte.

Bebend vor dankbarer Liebe, hieng das holde Kind an seinem Halse; Sophiens Thränen flossen, und die Worte: Lebe noch lange! erstarben ihr auf der Zunge. Da weinte auch der ed-

le, zärtliche Vater, und die freundliche Sonne spiegelte sich in den Thränen der reinsten Liebe.

O mein Vater! sagte Sophiechen mit bebender Stimme, als sie wieder etwas ruhiger war. — Meine Tochter! meine liebe gute Tochter! versetzte der Vater. Welche Freude hast du mir gemacht! Bewahre, o Gott, der du auf uns niedersiehst, bewahre das Herz meines Kindes, daß es immer rein sey und fromm, und mit Liebe an dir hänge, himmlischer Vater!

Lieber Vater! fuhr Sophiechen fort, nimm diese Rose; sie ist von meinem Stock für dich gebrochen. Freundlich bückte sich der gerührte Vater, und belohnte die Tochter mit einem väterlichen Kuß.

Erlaube, lieber Vater! sprach Sophiechen, daß ich dich etwas tiefer in das Wäldchen führe. — Gern überließ sich der Vater der Leitung seiner guten Tochter. — Kaum waren beide zwanzig Schritte weiter gegangen, da standen sie vor einer Laube. — "Guter Vater! bester Mann!" Mit diesen Worten stürzten Grünberg's Gattin, Gustav, Julchen und Fritz aus der Laube und dem Vater an den Hals und an die Brust.

Grünberg ward auf die herrlichste Weise überrascht. Er kam auf einige Augenblicke fast aus seiner Fassung; herzte und küßte bald seine Frau, bald die Kinder, welche die Worte: Lebe uns noch lange! nur stammeln konnten, und empfieng am Ende die Geschenke, die sie ihm darbrachten. Sophie hatte ihm eine Weste gestickt, Julchen ein Paar Handschuhe gestrickt, Fritz ein niedliches Körbchen, und Gustav eine Dose aus Pappe für ihn verfertigt.

Diese Geschenke waren dem redlichen Grünberg theils als Beweise der Liebe seiner Kinder zu ihm, theils aber auch darum sehr viel werth, weil sie von den Kindern selbst verfertigt waren. Denn Grünberg hielt sehr viel auf Handarbeiten und auf die körperliche Geschicklichkeit, die man sich durch dieselben erwirbt.

Jetzt wurde der glückliche Vater in die Laube geführt, und von der Gattin und den Kindern umringt. Wenn es dir gefällt, lieber Mann, sagte Eleonore, so wollen wir hier frühstücken. Ich bin es sehr wohl zufrieden, versetzte Grünberg. — Fritz und Gustav machten sogleich Feuer an, und Eleonore mit ihren Töchtern alles zurechte, um daran den Kaffee zu kochen. —

Julchen steckte ein weißes Taschentuch an eine lange Ruthe, und ließ es in der Luft flattern. — In diesem Augenblicke ließen sich die blasenden Instrumente von neuem hören; die Musik war sanft erheiternd, und machte auf die ganze kleine Gesellschaft den angenehmsten Eindruck. Sie war von Eleonoren heimlich veranstaltet worden. Unter liebreichen Gesprächen wurde das Frühstück eingenommen. Wir kehren noch nicht zurück, sagte Grünberg, denn wir haben heute Vormittags nichts Wichtiges zu versäumen, und es ist zu schön, als daß wir nicht noch ein Paar Stündchen hier verweilen sollten.

Eleonore und die Kinder waren es wohl zufrieden. An der Seite des redlichen Vaters durchstrichen sie das Wäldchen. Die Kinder bückten sich oft nach Blumen, und reichten sie bald dem Vater, bald der Mutter. Nachdem sie eine kleine Stunde lang im Walde herumspaziert waren, stiegen sie auf eine kleine Anhöhe, deren Gipfel mit herrlichen Linden bepflanzt war. Sie hatten eine schöne Aussicht. — Die Mädchen sprangen auf die nahen Wiesen, wo sie verschiedene Feldblumen pflückten, die sie in Sträuße und Kränze banden und ihren Eltern reichten.

Auf alle machte die umliegende schöne Landschaft einen tiefen Eindruck. Wie angenehm wurden sie alle überrascht, als sie in einiger Entfernung ein Paar Flöten, und bald darauf die Töne einer Harfe hörten, die von einer menschlichen Stimme begleitet wurden. Man konnte deutlich genug die Worte des gesungenen Liedes vernehmen. Es war das Lied des deutschen Dichters Stollberg:

Süße, heilige Natur!
Laß mich gehn auf deiner Spur;
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir an Busen hin;
Athme süße Himmelslust,
Hangend an der Mutter Brust.

O wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Dieser Gesang ergriff die Herzen aller, besonders rührten sie tief die von dem Sänger wiederholten Worte:

O wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Vater, sagte endlich nach einer langen Pause Gustav, so einen schönen Morgen habe ich noch nie genossen. O wie wohl ist mir, so wohl war mir noch nie!

Mein guter Sohn, erwiederte der Vater, auch mir ist wohl, sehr wohl. Reine Freude gewährt uns die Natur, und wenn ein Vater bei dem Genusse dieser Freude noch daran denkt, daß seine Kinder immer gut seyn, und ihm Ehre machen werden, o dann gleicht dieser Freude keine auf Erden.

Gustav verstand, was der Vater damit sagen wollte. Er küßte ihm dankbar die Hand.

Kinder, sagte der Vater, liebet stets die Natur; ihr werdet größer werden, und viel-

leicht manches Unangenehme erfahren; o dann nehmt eure Zuflucht zu der guten Mutter unser aller, zur Natur! In ihr werdet ihr Trost und Beruhigung finden. Sie heilet am besten verwundete Herzen, nur muß man Sinn für ihre Freuden und Schönheiten haben.

O lieber Vater, sagte Sophie, von diesem Platze nimmt sich alles so schön aus; es ist herrlich anzusehen!

Du hast Recht, meine Tochter, erwiederte Grünberg, das Grün der Bäume, die mannigfaltigen Gräser, Kräuter und Blumen, die uns umgeben, die schönen Fruchtfelder, die nach Westen zu liegen, wen sollte ihr Anblick nicht erfreuen? — O welche Schönheit und Pracht finden wir auch im Reiche der Pflanzen! welche Anmuth und Abwechselung der Farben bei den Blumen des Feldes und der Gärten! und wie schön und bewundernswürdig ist nicht der Bau der meisten Pflanzen! Nehmet das bescheidene Veilchen, die muntere Hyacinthe, die wohlriechende Nelke, die freundliche Rose — sehet sie genau an, und ihr werdet finden, daß ihr Bau eure Bewunderung verdient. Wie viel würde die Erde an Schönheit verlieren, wenn

keine Pflanzen auf derselben wüchsen. Sie verschönern unsern Planeten; das fühlende Herz wird durch ihren Anblick gerührt, und findet auch hier Spuren eines höhern gütigen Wesens. Steigen wir von den Gräsern, Kräutern und Blumen höher zu den Bäumen — wie viele Veranlassung, uns zu freuen, finden wir auch da! Wie angenehm ist der Anblick eines dunkeln Waldes! wie labend der kühlende Schatten der Bäume! wie erquickend und stärkend der Saft ihrer Früchte! Sehen wir auf den Nutzen der Gewächse, so finden wir, daß er außerordentlich groß ist. Ich habe es nicht nöthig, euch, meine lieben Kinder, dieß weitläuftig aus einander zu setzen. Denket darüber nur nach, und ihr werdet das Meiste von selbst finden. Freilich gibt es im Pflanzenreich auch Gewächse, die dem Menschen schädlich sind. Diese muß er kennen lernen, und sich vor ihnen in Acht nehmen. So sind die Tollbeeren, das Bilsenkraut, der Schierling, der Stechapfel, der Kirschlorbeer, das Eisenhütlein, der rothe Fingerhut, die Wolfskirschen, das Tollkorn, das Kellerholz, der giftige Lattich und selbst die bittern Mandeln, wegen des Giftes, das in ihnen liegt, gefährlich.

Die Kinder baten den Vater, ihnen noch mehr von dem Pflanzenreiche zu erzählen. Es kam die Rede auch auf ausländische Gewächse, die nach Europa gebracht, und von uns häufig benutzt werden. Gustav und Sophie hatten das Meiste davon schon in ihren Lehrstunden gehört, aber für Fritz und Julchen war es größtentheils noch neu.

Die Kaffeebohnen, lieben Kinder, erzählte der Vater, wachsen in Asien und Amerika auf Bäumen, die unsern Kirschbäumen ähnlich sind. Wenn die Beere, in welchen zwei Bohnen liegen, braunroth aussehen, so sind sie reif, und werden nun abgepflückt oder herunter geschüttelt, und an der Sonne drei Wochen lang getrocknet, wo dann die Bohnen herausgenommen werden. Die Kaffeebäume tragen das ganze Jahr hindurch Blüthen und Früchte zugleich; diese werden jährlich zweimal geerntet, und weit und breit verführt. Tränken die Deutschen nicht so viel Kaffee: so könnte Deutschland des Jahrs mehrere Millionen Thaler ersparen. In einem Jahre wurden bloß in dem Hafen von Hamburg fünf und vierzig Millionen Pfund Kaffee eingeführt.

Der Thee wächst in China und Japan (in Asien) auf einem sechs Fuß hohen Strauch, dessen Blätter des Jahrs dreimal gesammelt, mit vieler Sorgfalt auf eisernen Platten gedörrt, und in zinnernen Gefäßen ins Ausland verschickt werden.

Der Zucker wird aus dem Zuckerrohre verfertigt, welches wie Schilf aussieht, und in Afrika, Asien, selbst in dem südlichen Europa gebaut wird. In Amerika werden zu dieser Arbeit besonders die schwarzen Sklaven aus Afrika gebraucht. Ist das Zuckerrohr reif, so wird es abgeschnitten, und in eine Art Mühle gebracht, wo man den Saft auspreßt, der dann bröcklicht wird, und noch einige Zubereitungen erfordert, bis solcher Zucker daraus wird, wie wir ihn haben. In Hamburg wurden in einem Jahr 116 Millionen Pfund Zucker eingeführt.

Der Ingwer ist nichts anders als die getrocknete Wurzel eines Gewächses, das in Amerika, besonders aber in Ostindien (in Asien) in Menge angetroffen wird.

Der Pfeffer wächst auf einem Strauche in Ostindien, dessen schlanke Schößlinge den Weinreben sehr ähnlich sind. Die Früchte sind

anfangs grün, am Ende roth; trocknet man sie an der Sonne, so werden sie schwärzlich und runzlig. Es gibt weißen und schwarzen Pfeffer.

Die Gewürznelken wachsen auf den moluckischen oder Gewürzinseln in Asien auf einem Baume, der an Größe dem Apfelbaume gleicht. Sie sind nichts anders als getrocknete Blumenknospen des Baumes, die man abpflückt, ehe sie sich geöffnet haben.

Der Zimmt ist die Rinde eines Baums, der so groß wie ein Pflaumenbaum ist, in Ostindien und Amerika wächst, und Zimmtbaum genannt wird.

Unter den merkwürdigen ausländischen Bäumen erwähne ich nur noch des Brodbaums, der in Australien wächst, und dessen Früchte als Brod genossen werden können, und des Butterbaums in Afrika, aus dessen Früchten man eine Pflanzenbutter bereitet, welche die unsrige an Wohlgeschmack übertreffen soll.

Unter solchen Gesprächen näherte sich die neunte Stunde des Vormittags. Der Vater fieng eben an, eine anziehende Geschichte zu erzählen, als Gustav sich erinnerte, daß er

mit seinem Bruder um neun Uhr eine Lehrstunde habe. Sehr gern wären sie da geblieben, aber sie trauten sich nicht, den Vater darum zu bitten.

Ich sehe, sagte Grünberg, daß ihr ungern nach Hause gehet, und daß ihr lieber hier bliebet. Aber gehet nur immer hin, lieben Kinder, ihr müßt euch schon iezt daran gewöhnen, das, was euch lieb ist, zu vergessen, wenn euch eure Pflichten davon abrufen.

Das Gesicht der gutgesinnten Söhne wurde iezt heiter, sie küßten den Vater, und eilten froh nach der Stadt.

Nach einer Stunde kamen sie wieder in das Lustwäldchen, und brachten noch einige gute Freunde mit, die gekommen waren, um Herrn Grünberg zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen. Grünberg ging ihnen entgegen; sie ergossen ihr Herz gegen ihn, und ihre aufrichtigen Wünsche rührten den edlen Mann.

Gegen eilf Uhr kehrten alle nach der Stadt zurück. Auf dem Wege erzählte Grünberg den Kindern noch folgende Geschichten.

---

1. Kindliche Dankbarkeit.

In Ungern lebte eine arme Mutter, die einen Sohn hatte. Ihr Mann war gestorben, und hatte ihr nichts hinterlassen als Schulden. Die gute Frau betrübte sich über nichts so sehr, als daß sie ihren Karl — so hieß ihr Sohn — nicht so unterrichten und erziehen lassen konnte, als sie wünschte. Er mußte sich seinen Unterhalt und seine Kleider selbst verdienen. Im Winter spann er; im Sommer verrichtete er Feldarbeiten, sammelte Aehren, und suchte auf diese Weise sich einiges Geld zu erwerben. Gott, seufzte oft seine Mutter, wenn ich nur mehr für Karln thun könnte! Der Junge wächst mir zu wild auf; ich kann ihn fast gar nicht in die Schule schicken; er lernt nichts; schade um den guten Kopf, den er hat! — Sie that indeß so viel sie konnte; unterrichtete Karln selbst im Lesen, lehrte ihn das Gute kennen, Vertrauen zu Gott haben, und dem himmlischen Vater ähnlich werden.

Zur Freude der Mutter nahm sich nach zwei Jahren ein reicher Kaufmann ihres Sohnes an, und da dieser sich durch seinen rechtschaffenen Lebenswandel dessen ganze Liebe erwarb, so behandelte er ihn so als sein eigenes

Kind, ließ ihn von guten Lehrern unterrichten, und am Ende die Handlung lernen.

Karln gieng es nun glücklich. Schon als Kaufmannsdiener verdiente er viel Geld. Wie freute er sich, als er sich im Stande sah, seine Mutter zu unterstützen. Alle Monate schrieb er ihr einen herzlichen Brief, und legte demselben immer einen oder ein Paar Dukaten bei. — Die Mutter wurde durch die dankbare Liebe ihres Sohnes jedes Mal zu Thränen gerührt, und dankte Gott, daß er ihr ein so frommes, rechtschaffenes Kind geschenkt habe.

Noch ehe der reiche Mann, der sich Karls angenommen hatte, starb, willigte er ein, daß dieser seine einzige Tochter heirathete, und dadurch der reichste Mann der Stadt wurde. — Die vornehmsten Einwohner besuchten sein Haus, und fanden sich durch seine Freundschaft geehrt. Reiste ein reicher oder berühmter Mann durch Karls Wohnort, so unterließ er nicht, diesen zu besuchen. —

Karl wurde in seinem großen Glücke nicht übermüthig, sondern blieb bescheiden, wie vorher. Wer ihm nie aus den Gedanken kam, war seine gute arme Mutter. Er lud sie zu seiner

Hoch-

Hochzeit ein. Sie ließ ihm sagen, daß sie zu ärmlich gekleidet sey, als daß sie an seinem Ehrentage bei ihm erscheinen könnte. Karl schickte ihr sogleich hundert Dukaten, damit sie sich neue Kleider anschaffe. Zwei Tage vor der Hochzeit fuhr er selbst in einer Kutsche nach ihrem Aufenthaltsorte, und nahm sie, so sehr sie sich auch dagegen sträubte, mit sich in sein Haus, wo er ihr ein schönes Zimmer mit einer Kammer einräumte. Liebe Mutter, sagte er, Ihr müsset nun immer bei mir bleiben; ich lasse Euch nicht fort von hier; alles, was ich Mein nenne, stehet Euch zu Gebote. Schenkt uns, wenn ich oder meine Frau dessen bedarf, Euren mütterlichen Rath, und lebt bei uns so bequem als es Euch gefällt. Ihr seyd schon alt, und bedürfet der Ruhe und Gemächlichkeit.

O, mein lieber Sohn, sprach die Mutter, Du thust so viel an mir, und ich habe so wenig an Dir gethan!

Wenig, liebe Mutter? versetzte Karl. O Ihr habt viel, sehr viel an mir gethan! Wie viele schlaflose Nächte habe ich Euch als Kind gemacht! wie viele Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens habt Ihr Euch versagt, um nur

für mich zu leben! welche Sorgen und Angst habe ich Euch verursacht, wenn ich nicht wohl war! was habt Ihr da nicht alles für mich gethan! Und wem habe ich es zu verdanken, daß ich das Gute kenne und liebe, daß ich Vertrauen zu Gott habe, und ietzt so glücklich bin? Niemanden als Eurer Liebe, gute, redliche Mutter!

O mein Sohn, mein lieber, theurer Sohn! erwiederte die Mutter, die in Thränen zerfloß, wie gut, wie dankbar ist Dein Herz! Ich kenne wohl Kinder, die von ihren Eltern viel tausend Mal mehr Gutes erhalten haben, als Du von mir, und die ihnen dafür so undankbar begegnen, als hätte ihnen Gott kein Herz geschenkt.

Mutter, sagte jetzt Karl in männlichem Tone, solche Kinder verdienen nicht, daß sie leben. Wer seines Vaters oder Mutter vergessen, wer die Wohlthaten, die sie ihm einst erwiesen, mit Undank lohnen kann, o das ist ein nichtswürdiger, verächtlicher Mensch, ein Abscheu aller Guten!

Du bist dafür so gut, mein Sohn, sprach die gerührte Mutter, und sah ihm mit einem Blick voll edler mütterlicher Freude ins Gesicht.

Am Hochzeittage führte Karl seine Mutter den Gästen vor, und bei dem festlichen Schmause mußte sie oben an neben der Braut sitzen. Diese bewieß ihr alle Liebe und Hochachtung, und für die redliche Mutter begann von diesem Tage an ein sorgenloses, frohes Leben. Alles, was ihr Karl an den Augen ansah, that er ihr zu Gefallen. Alle, die davon hörten, freuten sich darüber, und rühmten Karls gutes Herz; denn kindliche Dankbarkeit macht jedem guten Menschen Freude.

Die Kinder wurden durch diese Erzählung so gerührt, daß ihnen die Thränen in den Augen standen. Sie fiengen dann folgendes Lied, welches sie schon längst auswendig gelernt hatten, mit gerührtem Herzen an zu singen:

Gott du schenktest mir mein Leben,
O, wie preiß ich dich dafür!
Heißer Dank, daß du gegeben,
Vater! gute Eltern mir.
Jeden, ieden Augenblick
Suchen sie des Kindes Glück.

Wie so ganz sind ihre Sorgen,
Auf mein wahres Wohl bedacht!

Frühe schon an jedem Morgen,
Spät noch in der Mitternacht,
Hab ich das, was mir gebricht,
Fehlet mir ihr Beistand nicht.

Sie vergessen, mich zu schützen,
Ihrer eignen Sicherheit,
Widmen freudig, mir zu nützen,
Ihre Kräfte, ihre Zeit;
Und mich weise zu erziehn,
Ist ihr eifrigstes Bemühn.

Ja, ich muß sie herzlich lieben,
Ewig ihnen dankbar seyn,
Um ihr Herz nie zu betrüben,
Jeden Ungehorsam scheun,
Das, was mir nicht böse schien,
Weil sie es verbieten, fliehn.

Ja, ich will, mit bestem Willen
Immer meine Kindespflicht
Gegen sie mit Lust erfüllen,
Kränken sie durch Leichtsinn nicht!
Und für der Erziehung Müh'
Lohne der Erfolg einst sie.

2. Geschwisterliebe.

„Nichts ist schöner, als wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen„, pflegte mein Nachbar Berthold öfters zu sagen. Er selbst und sein Bruder waren ein Muster von Geschwisterliebe, und er wünschte, daß seine Kinder ihnen hierin nachahmen möchten, daß unter ihnen eben die Eintracht, Liebe, gegenseitige Gefälligkeit und Aufopferung herrschen möchte, welche in ihrer Verbindung stets geherrscht hatte. Ein paar zankende Geschwister waren ihm von jeher der widrigste Anblick gewesen, von welchem er sein Auge mit Abscheu weggewendet hatte. Sein sonst immer klares Auge wurde trübe, seine heitere Stirn zog sich finster zusammen, wenn er Eigennutz oder Bevortheilung unter Geschwistern merkte. "Guter Gott! wohin sollen sich denn Freundschaft und Liebe flüchten — sagte er — wenn sie so gar in Geschwisterherzen keine Stätte finden!„ Von einem Menschen, der seinen Bruder nicht liebe, behauptete er, er habe ein schlimmes Herz und könne weder Gott noch andere Menschen lieben.

Einst war er Vormund über die Roderichischen Kinder. Sie waren mündig gewor-

den, und es ging nun zur Theilung der väterlichen Hinterlassenschaft. Da blutete dem guten Manne das Herz, als er die Habsucht, den Neid, den Geiz sah, welcher unter diesen Geschwistern herrschte, als er sah, wie keins dem andern etwas gönnte, wie sie einander zu bevortheilen suchten, mit schielendem Blicke alles verfolgten, was das andere erhielt, und jedes lieber alles allein an sich gerissen hätte. Endlich stritten sie sich noch über eine Wiese, die jedes für sich haben wollte, und es sollte schlechterdings zum Prozesse kommen. Berthold machte Vorstellungen, sprach so rührend, eindringend, bat, flehte, — alles umsonst. Endlich riß ihm die Geduld. "O ihr Otterngezücht — rief er ihnen zu — morgen sollt ihr meine Meinung erfahren!„

Mit diesen Worten verließ er sie, und sendete ihnen am andern Tage ein versiegeltes Paketchen. Sie öffneten es, und ein Gemählde kam zum Vorschein. Zwey dürre Hunde, denen der Neid aus den Augen sah, lagen einander gegen über, und ein Schinkenknochen zwischen beiden. Beide hatten ihn mit den Pfoten gepackt, fleschten einander grimmig an, und

wiesen sich die Zähne. Unter dem Gemählde standen die Worte:

Roderichs Kinder.

Von diesem Gemählde hatte Berthold eine Kopie für sich behalten, er hatte es aber zu seiner Freude nur ein einziges Mal nöthig, als Moritz einmal eine Art von Neid über Pflaumen zeigte, welche seine Schwester besser erhalten haben sollte, als er, vielleicht auch wirklich besser erhalten hatte, denn das pflegte der Vater bisweilen wohl zu thun, daß er einem Kinde mehr und besser gab, als dem andern, weil er beobachten wollte, was dies auf die übrigen für einen Eindruck machen würde. Kinder, die sich um ein paar Pflaumen beneiden — sagte er — werden einst um eine Wiese prozessiren.

Endlich kamen sie vergnügt und fröhlich zu Hause an. Auch die gekommenen Freunde mußten da bleiben, und an dem kleinen Gastmahle Theil nehmen, das in dem Garten, der am Hause lag, eingenommen wurde, und welchem mehrere Freunde beiwohnten.

Sehr angenehm verging dem ehrwürdigen Vater Grünberg die übrige Zeit des Ta-

ges, und er legte sich am späten Abend mit den Worten zu Bette: Wie danke ich Gott, daß ich eine so gute Gattin, so dankbare Kinder, und so aufrichtige Freunde habe.

Der Erdkörper.

Einmal ging der Vater mit seinen Kindern auf ein Dorf, und es war schönes Wetter. Weil er nun auf diesem Wege eben nicht nöthig hatte, sehr zu eilen; so hieß er seine Kinder stehen bleiben, und fragte sie: worauf sie ständen? Die Kinder antworteten: auf der Erde. Ganz recht! sagte der Vater, aber, was ist denn nun das für ein Ding, die Erde? — Die Kinder antworteten Nichts, weil sie nichts wußten. Der Vater mußte also erklären.

Diese Erde, sagte er, ist ein großer, runder Körper, oder eine Kugel, die so groß ist, daß ihr, ihr möget stehen, wo ihr wollet, nur einen ganz kleinen Theil davon übersehen könnet. Hier zog der Vater einen Apfel aus der Tasche und zeigte ihn den Kindern. Dieser Apfel, fuhr er fort, ist auch fast rund wie eine Kugel. Was ihr hier auswendig sehet: was ist das?

Die Kinder antworteten: die Schale. Recht, sagte der Vater; so könnten wir auch das die Schale der Erde nennen, was wir erblicken, wenn wir über dieselbe hinsehen. Man nennt es aber gewöhnlich die Oberfläche.

Der Ort, worauf wir stehen, ist trocknes Land; aber nicht die ganze Oberfläche der Erde ist trocknes Land, sondern ein großer Theil desselben ist mit Wasser bedeckt. Man hat große Bilder, auf welchen die Oberfläche der ganzen Erde gemalt ist, man nennet sie Landkarten. Ein solches Bild will ich euch zu Hause zeigen. Jetzt muß ich den Apfel noch einmal zur Hand nehmen. Wenn ihr wissen wollet, wie er inwendig aussieht; so schneidet ihr ihn von einander. Könnten wir die Erdkugel auch von einander schneiden, so würden wir wissen, wie sie inwendig beschaffen ist; aber das können wir nicht, und eben darum wissen wir auch nicht viel vom Innern der Erde zu sagen. Die Bergleute graben zwar tiefe Gruben in die Erde, wie ihr gesehen habt, und da finden sie Schichten von Erde, Stein, Sand, mit unter auch Wasser; aber diese Gruben gehen doch, in Vergleichung mit der Dicke der ganzen Erde, immer nicht weit hinein. — Weil wir nun von der innern Be-

schaffenheit der Erde nicht viel erfahren können; so wollen wir uns desto mehr auf der Oberfläche derselben umsehen.

Als der Vater mit seinen Kindern wieder nach Hause ging, war die Sonne untergegangen, der Mond und einige Sterne waren zu sehen. Der Vater blieb stehen und fragte seine Kinder: Wenn ihr über euch in die Höhe sehet, was erblickt ihr da? Die Kinder antworteten: den Himmel; aber was ist denn nun zwischen Himmel und Erde? Die Kinder meinten: zwischen Himmel und Erde wäre nichts. — Es war denselben Abend einiger Wind. —

Vater. Zwischen Himmel und Erde wäre nichts? Höret ihr nichts rauschen?

Kinder. Ja, die Bäume rauschen.

Vater. Was ist die Ursache, daß die Bäume rauschen?

Kinder. Der Wind.

Vater. Was ist der Wind?

Kinder. Die Luft.

Vater. Allerdings: wenn die Luft sich stark bewegt, so nennen wir es Wind. Ist nun

aber diese Luft nicht zwischen Himmel und Erde? — Allerdings! der ganze Raum zwischen dem Erdboden und dem, was ihr Himmel nennt, ist mit Luft angefüllt. Ihr selbst und ich und alle die Dinge, die ihr auf der Erde sehet, sind mit Luft umgeben. Wie kams aber, daß ihr vorhin sagtet: Es wäre zwischen Himmel und Erde nichts: da ihr doch nun selbst einsehet, daß Luft und Wind ist?

Kinder. Weil man Luft und Wind nicht sehen kann.

Vater. Allerdings! Fühlen könnet ihr die Luft wohl, wenn sie stark bewegt wird: auch hören könnet ihr den Wind, wenn er in den Bäumen rauscht, oder sonst wo anstößt; aber sehen könnet ihr sie nicht: denn die Luft ist ein feiner durchsichtiger Körper.

Kinder. Durchsichtiger Körper: was ist das für einer?

Vater. Ist es zu Hause in unsrer Stube am Tage hell oder dunkel?

Kinder. Am Tage ist es hell.

Vater. Könnt ihr in der Stube sehen, was auf dem Hofe vorgeht?

Kinder. Ja, das können wir.

Vater. Wie geht das zu? Könnt ihr durch die Wände sehen?

Kinder. Nein, wir sehen durch die Glasscheiben im Fenster.

Vater. Seht da, die Glasscheiben sind also auch so beschaffen, daß ihr durchsehen könnet. Körper von solcher Beschaffenheit nennet man durchsichtige Körper. Das Sonnenlicht kann durch die Glasscheiben in die Stube fallen, und ihr könnet durch die Glasscheiben sehen, was auf dem Hofe vorgeht. Wenn aber anstatt der Glasscheiben Bretter wären, so würde kein Licht in die Stube dringen — und ihr würdet auch nicht durchsehen können. Also auch die Luft ist ein durchsichtiger Körper: denn ihr könnt durchsehen und sie hindert euch nicht, weit vor euch hin und auch über euch in die Höhe zu sehen. Man kann sie nicht sehen aber bei ihrer Bewegung fühlen. Wir fühlen z. B. die Luft und bemerken ihr Daseyn, wenn wir unsre Hand schnell hin und her bewegen. Das Daseyn der Luft erfahren wir auch, sobald wir ein leeres und offenes Bierglas umgekehrt ins Wasser tauchen; es wird, wenn wir es auch völlig unter Wasser halten, sich nicht ganz mit

Wasser anfüllen. Deswegen muß Luft im Glase seyn, die sich zwar zusammendrängen läßt, die aber, wenn dies geschehen ist, doch noch einen Theil des Raums im Glase einnimmt. lassen wir das untergetauchte Glas los, so hebt es sich, seiner Schwere ungeachtet, von selbst in die Höhe. Dieses läßt sich nur daraus, daß die zusammengepreßte Luft sich wieder ausdehnt, und einen größern Raum einnimmt, erklären. Die Luft läßt sich also nicht allein zusammendrängen, sondern sie hat auch das Vermögen, sobald die Kraft, welche sie zusammenpreßt, nachläßt, sich wieder auszudehnen, und den vorigen Raum einzunehmen. Sie ist also elastisch. Die Luft läßt sich bequem aus und einathmen. Dies würde nicht geschehen können, wenn sie nicht ein flüssiger Körper wäre.

Die Luft dient zur Abkühlung und Verbesserung des Bluts der lebendigen Geschöpfe; sie befördert das Wachsthum der Pflanzen, indem sie die Pflanzen bewegt und ihnen nahrhafte Theile zuführt. Durch die Luft wird auch das Feuer erhalten. Ohne Luft würde kein Schall entstehen, und wir würden keine Sprache haben. Wenn keine Luft da wäre, so könnten die Vögel nicht fliegen, die Schiffe nicht

segeln und die Windmühlen nicht gehen. Von der Luft werden die vielen Dünste getragen, welche in Regen, Hagel, Schnee ꝛc. herunterfallen und unsre Erde fruchtbar machen.

Luft, Wasser, Feuer und Erde nennt man Elemente, oder solche Materien, aus welchen alle Körper zusammengesetzt sind.

Das Wasser ist schwerer als die Luft, aber gleichfalls ein flüssiger und durchsichtiger Körper, welcher von der Luft, so wie auch von Feuertheilchen durchdrungen wird. Es kann in die Zwischenräume anderer Körper dringen, und sie entweder ausdehnen oder auflösen. Ohne Wasser müßten Menschen und Thiere verdursten; die Pflanzen könnten keinen Saft aus der Erde ziehen; kein Fisch könnte leben. Und wie unentbehrlich ist es uns zur Reinigung, zur Zubereitung von mancherlei Speisen und Getränken, zur Schiffahrt, zu Mühlen und allerhand Maschinen.

Das Feuer, welches wir, seinem Wesen nach, am wenigsten kennen, durchdringt alle leblose und lebendige Körper. Jeder Körper wird durch eine heftige Bewegung erhitzt — ein Beweis für das Daseyn des Feuers in demselben.

Feuer ist in der Luft, die wir einathmen, im Wasser, das wir trinken, in der Erde, die uns ernährt. Feuer ist in ieder Pflanze, sie mag noch wachsen, oder schon verdorrt seyn. Feuer ist in unserm ganzen Körper, so wie in dem Körper eines ieden einzelnen Thiers, verbreitet. Feuer muß also ein sehr feiner Körper seyn, da es in die kleinsten Zwischenräume eines Körpers dringen kann. — Das wirklich brennende Feuer befindet sich nur da, wo ienes in Bewegung gesetzt, und durch brennbare Theile unterhalten wird. Die Körper werden dadurch ausgedehnt, und wenn sie mit brennbaren Theilen angefüllt sind, entzündet; feste Körper werden geschmolzen oder verwandelt, flüßige werden in Dünste aufgelößt, und gerathen ins Kochen. Ohne diese erwärmende Materie würde alles erstarren und erfrieren. —

Die reine Erde ist der Grund und Stoff aller festen Körper, und aus ihrer Vermischung mit Oel, Schwefel, Salz ꝛc. entstehen verschiedene Erdarten.

Diejenigen festen Bestandtheile des Erdbodens, welche keine Empfindung haben, und bei denen man keine regelmäßige Bewegung der

Säfte wahrnimmt, nennt man **Mineralien.** Wo befinden sich die Mineralien, Gustav?

Gustav. In und auf der Erde; doch die meisten in der Erde.

Vater. Kannst du mir einige Mineralien nennen?

Gustav. Steine, Eisen, Metalle, Schwefel, Marmor rc.

Vater. Du zählst sie mir da sehr unordentlich auf. Ich will euch daher kurz nach dem Essen mit der Eintheilung der Mineralien bekannt machen. —

Nun kamen sie vergnügt in ihrer Wohnung an. Die gute Mutter hatte sie schon längst erwartet, und eine Abendmahlzeit zubereitet. Diese war sehr mäßig. Es war da nichts von Wein und Braten, noch Gebackenen zu sehen. Eine Schüssel voll Kirschen, und etwas Butter und Käse, machte die ganze Mahlzeit aus. Aber die gesunden, freundlichen Gesichter, die um den Tisch standen, gaben ihr mehr Annehmlichkeit, als der kostbarste Schmaus.

Kommt Kinder, laßt uns essen und fröhlich seyn! sagte der gute Vater, wir sind gesund, haben

den Hunger und Speise genug, wir sind unter guten Leuten — brauchen wir mehr, um fröhlich zu seyn?

Fritz, sagte der Vater, du hast mir neulich einen Vers hergesagt, den dir dein Lehrer gelehrt hat; weißt du ihn noch?

O den vergesse ich nicht wieder, antwortete Fritz. Er heißt:

Was frag' ich viel nach Geld und Gut
Wenn ich zufrieden bin!
Schenkt Gott mir nur gesundes Blut,
Dann hab' ich frohen Sinn,
Und sing' mit dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

Den Vers vergiß ja nicht, lieber Sohn, sagte der Vater; es können Umstände kommen, in welchen er dir gute Dienste leisten kann. Verstehst du ihn aber auch? fragte der Vater. O ja, sagte Fritz, und erklärte ihn.

Der Vater hatte seine Freude darüber und sagte: Gott erhalte uns nur gesund! — Gesundheit ist ein großer Schatz; erst wenn man krank ist, sieht man dieß recht deutlich ein. Man ist dann nur ein halber Mensch, und zum Guten

weniger aufgelegt, als in gesunden Tagen; man ist sich und andern zur Last.

Lieben Kinder, lebt mäßig und ordentlich, damit ihr eure Gesundheit erhaltet; seyd ihr an Leibe und Seele gesund, dann könnt ihr zufrieden leben.

Nach dem Essen.

Unter dem Essen wurde allerlei erzählt. Dann sagte der Vater: Ich habe versprochen, euch heute mit der Eintheilung der Mineralien kurz bekannt zu machen. Gebt also Achtung:

Alle Mineralien sind entweder:

1) Erdarten — Thon- Kalk- und Kieselerde ꝛc. — und Steine, welche dann entstehen, wenn die Erden einen so festen Zusammenhang bekommen, daß man sie nicht mehr mit den Fingern aus einander reiben kann. So viele Steine es also gibt, so viele Erdarten gibt es auch. Erden und Steine lassen sich weder im Wasser noch im Oele auflösen.

2) Salze. Hier müßt ihr nicht bloß an das Küchensalz denken. Alle Mineralien, die

sich im Wasser (aber nicht in Oelen) leicht auflösen lassen, und die, wenn man sie auf die Zunge legt, einen merklichen Geschmack haben, werden mit diesem Namen belegt. Hieher gehören also, außer unserm bekannten Kochsalze, Salpeter, Alaun, Vitriol, Salmiak, Glaubersalz und Bittersalz.

3) Brennbare Mineralien. Aus der Benennung könnt ihr schon schließen, wodurch diese Art von Mineralien sich von den andern unterscheidet. Auch lösen sie sich in Oelen, aber nicht im Wasser auf. Man zählt hieher das Bergöl (Steinöl), den Torf, die Steinkohle, den Schwefel, das Reißblei, den Bernstein und den Ambra.

4) Metalle. Diese sind die schwersten unter allen Körpern, und lassen sich im Feuer schmelzen. Dabei haben sie einen eigenen Glanz, und sind im Wasser unauflößbar. Einige Metalle lassen sich durch den Hammer dehnen und verlängern, andere aber springen. Einige können durch das Schmelzen nicht verändert werden, und behalten ihr metallisches Ansehen unverändert; andere werden dagegen in kalkförmige Massen verwandelt. Die ersten heißen edle

(vollkommene), diese unedle (unvollkommene) Metalle. Zu ienen rechnet man Gold, Silber und Platina, zu diesen Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber, Kobalt, Arsenik, Zink, Wismuth, Spiesglas, Braunstein.

Nu, gebt Achtung! Wie werden alle Mineralien eingetheilt?

Kinder. In vier Klassen.

Vater. Das waren?

Kinder. Erd- und Steinarten, Salze, brennbare Mineralien und Metalle.

Vater. Woran erkannten wir die Erden?

Kinder. Daran, daß sie sich weder im Wasser nach in Oelen auflösen.

Vater. Welches war das Kennzeichen der Salze?

Kinder. Daß sie sich im Wasser, aber nicht in Oelen auflösen, und dabei einen Geschmack haben.

Vater. Wodurch unterscheiden sich die brennbaren Mineralien von den andern?

Kinder. Dadurch, daß sie sich in Oelen, aber nicht im Wasser auflösen.

Vater. Und endlich, die Metalle, was sind das für Mineralien?

Kinder. Solche, die die größte Schwere besitzen, einen eigenen Glanz haben, und im Feuer mehr oder weniger leicht schmelzen.

Der Branntwein.

Herr Walther, ein Kaufmann, hatte einen Sohn, der Fritz hieß. Dieser war ein munterer, lustiger Knabe; aber er hatte den grossen Fehler an sich, daß er sich gern in der Gesellschaft der Knechte und anderer Dienstbothen aufhielt, und sich von ihnen nicht nur zu unanständigen Reden, sondern auch zu schlechten Handlungen verleiten ließ.

Unter andern ließ sich Fritz zum Trunke verführen. Einer der Knechte liebte den Branntwein. Kam Fritz zu ihm, so wurde auch dem jungen Herrn ein Gläschen Schnapps gereicht, und der junge Herr ließ es sich schmecken. Er bedachte nicht, wie schädlich solche Getränke besonders für junge Personen sind.

Der Vater merkte von alle dem nichts; er sah zwar, daß Fritz bisweilen ungewöhnlich lustig war, und sehr viel schwatzte; aber es fiel ihm nicht ein, daß dieß daher komme, weil Fritz sich durch Branntwein berauscht hatte.

Vielleicht wäre der kleine Branntweintrinker noch lange auf diesem unrechten Wege herumgeirrt, und am Ende der unglücklichste Mensch geworden, wenn er nicht noch bei Zeiten durch ein Paar Vorfälle auf andere Gedanken gebracht worden wäre. Herr Walther, der ein großer Freund von Hunden war, bekam von einem Bekannten einen kleinen, allerliebsten Pudel geschenkt. Er rief seinen Sohn herbei, und zeigte ihm das niedliche Thier.

Fritz hatte über den Pudel eine große Freude, streichelte ihn, und wünschte, daß er immer so niedlich bleiben möchte.

Das wünschte ich auch! sprach der Vater, besonders wär' es mir lieb, wenn er nicht viel größer wüchse. Vielleicht gelingt es mir, ihn so klein zu erhalten.

Kann man denn das? fragte Fritz, und der Vater antwortete: Das kann man aller-

dings. Man muß ihm nur viel Branntwein zu saufen geben.

Was? Branntwein? fragte der Sohn, und schien etwas betroffen.

So habe ich gehört, erwiederte der Vater. Scharfe Getränke, besonders Branntwein, wirken auf den Körper so stark, daß er, wenn er noch jung ist, zusammenschrumpft, und im Wachsthume gehindert wird. Nicht nur bei Thieren, sondern auch bei Menschen will man diese Bemerkung gemacht haben; daher junge Personen sich sehr in Acht zu nehmen haben, daß sie ihren Körper durch hitzige Getränke nicht zerstören; vorzüglich sollten sie keinen Branntwein trinken.

Mit klopfendem Herzen hatte Fritz dieses vernommen. Ach, wie wird es mir gehen, dachte er bei sich; ich habe schon so oft Branntwein getrunken; vielleicht daß ich auch nicht groß wachse, oder daß mein Körper zusammenschrumpft!

Dieser Gedanke ängstigte Fritzen nicht wenig. Er wußte nicht, ob er sich dem Vater entdecken oder lieber schweigen sollte. Da er aber ein gutes Kind war, so blieb er nicht lan-

ge im Zweifel. Sein Herz sagte ihm, daß er seinem Vater Vertrauen schuldig sey, und ihm daher alles offen gestehen müsse.

Was ihm das Herz anrieth, that Fritz noch diesen Tag. Der Vater lobte seine Offenherzigkeit, und ermahnte ihn ernstlich, ja nicht wieder sich zum Genusse hitziger Getränke verleiten zu lassen. Der Branntwein, sagte er, könnte dir in deinen Jahren entsetzlich schaden, deine Lunge entzünden, und deinen Körper für immer verderben.

Es währte nicht lange, als ein Einwohner der Stadt, in welcher Herr Walther wohnte, die Schwindsucht bekam. Er wurde immer blässer im Gesichte, sein Athem kürzer, und seine Stimme sehr schwach. Fritz, der das hörte, erkundigte sich um die Ursache davon. Sein Vater erklärte ihm, daß sich der unglückliche Mann sein Uebel durch vieles Branntweintrinken zugezogen habe. Einige Tage darauf starb der Schwindsüchtige. Die Aerzte behaupteten, daß er nach und nach seine Lunge fast ganz verloren habe. — Dieß machte auf Fritz einen sehr tiefen Eindruck. Er nahm sich fest vor, den Branntwein wie die Pest zu

fliehen. Daran thust du sehr wohl, sprach Herr Walther; Menschen, die einen vollendeten, starken Körper haben, und mühsame Handarbeiten verrichten, können wohl zuweilen ein Gläschen Branntwein leeren; aber auch das muß nicht oft geschehen, sonst schadet es mit der Zeit auch ihnen; Kinder vollends sollten nie ein solches hitziges Getränke zu sich nehmen.

Der Tod des Schwindsüchtigen hatte Fritzen erschüttert; aber noch schreckhafter für ihn war ein Vorfall, der sich ein halbes Jahr später in seinem Wohnorte ereignete. Eine Wittfrau hatte sich durch ihre unordentliche Lebensart in Schulden gestürzt. Um sich aufzuheitern, fieng sie an, Branntwein zu trinken. Fast jeden Tag fand man sie betrunken. Dadurch zog sie sich eines der schrecklichsten Uebel zu, die sich nur denken lassen.

Fritz kam eben aus der Schule, als eine Menge Menschen in das Haus dieser Wittwe liefen. Er war neugierig, und ging auch hinein. Welch ein Anblick! Die unglückliche Frau lag ausgestreckt auf dem Boden, schlug fürchterlich mit allen ihren Gliedern um sich, und schrie jämmerlich. Aus ihrem Munde ström-

ten blaue Flammen. Mehrere Zuschauer begossen sie mit einigen Eimern Wasser. Doch dadurch wurde die innere Flamme nicht gelöscht; sie schien vielmehr von dem Wasser noch mehr angefacht zu werden.

So ging es eine Zeitlang fort. Die Flamme ließ nicht nach, sondern wurde immer stärker, bis die bedauernswürdige Frau von ihr ganz verzehrt wurde, und so auf eine elende schreckliche Art um ihr Leben kam.

Der Arzt, der dabei stand, ohne helfen zu können, erklärte den Umstehenden, daß dieser innere Brand durch das starke Branntweintrinken, dem sich die Unglückliche ergeben hatte, verursacht worden sey, und daß man schon viele Beispiele von Branntweintrinkern habe, die auf dieselbe Weise lebendig verbrannten.

Mächtig erschüttert, verließ Fritz das Haus. Gott, dachte er bei sich, dieses Unglück hätte ich ein Mal auch erfahren können, wenn ich nicht bei Zeiten vor dem Branntweintrinken gewarnt worden wäre. — Nie vergaß er diesen traurigen Vorfall, und erzählte ihn späterhin jedem, bei dem er bemerkte, daß er den Branntwein liebe.

Kinderlied beim Spiel.

Wir Kinder, wir haben
Der Freuden recht viel,
Wir scherzen und laben
Uns fröhlich am Spiel.
Wir jauchzen und singen
Und tanzen rund um;
Und hüpfen und springen
Im Freien herum.

2. Ha! Brüderchen, rennet,
Kommt mit mir ins Gras;
Noch ist's uns vergönnet,
Noch kleidet uns das.
Ach werden wir älter,
So schickt's sich nicht mehr
Dann treten wir kälter
Und steifer einher.

3. Laßt Kränze uns winden,
Viel Blumen sind hier,
Wer Veilchen wird finden
Empfänget dafür

Von dem, dem er's bringet,
Ein freundlich Gesicht.
Drum suchet und singet,
Sonst findet ihr's nicht.

4. Ach, geht sie schon unter
Die Sonne so früh?
Wir sind ja noch munter,
Ach, Sonne, verzieh!
Nun morgen, ihr Brüder!
Schlaft wohl! gute Nacht!
Ja morgen wird wieder
Gespielt und gelacht.

Gefährliche Spiele muß man vermeiden.

Kinder, wir müssen uns auch zuweilen ein Vergnügen machen; das gehört mit zur Erhaltung unserer Gesundheit. Spielt also, und seyd lustig, wenn eure Arbeit gethan ist: nur vermeidet alle diejenigen Ergötzlichkeiten, bei denen eure Gesundheit, oder euer Leben in Gefahr gerathen könnte. Ich habe es schon oft gesehen, daß Kinder bei unvorsichtigen Spielen ihr Leben eingebüsset haben.

Fritz, ein sehr leichtsinniger und wilder Knabe, sahe einst auf einem Jahrmarkte einen Gauckler, der verschiedene Künste machte, und auch unter andern sich auf den Kopf stellte und einige Minuten lang in der Stellung blieb. Fritz bezeigte vorzüglich über dieß Kunststück sein Wohlgefallen. Der Vater, der mit Recht befürchtete, er werde es dabei nicht bewenden lassen, sondern bei der ersten Gelegenheit es nachmachen wollen, zeigte ihm recht deutlich die Gefahr, die hiermit, wie mit allen unnützen Künsten der Art, verbunden wäre, und verbot ihm auf das nachdrücklichste das Kopfstehen und

dergleichen Sachen vorzunehmen. Fritz versprach zwar mit dem Munde, er würde es nicht thun; verlachte aber im Herzen seinen guten Vater, und nahm sich fest vor, bei der ersten Gelegenheit, und sobald er allein wäre, sich so lange darin zu üben, bis er es gelernt hätte. Er nahm auch jedesmal seine Zeit so gut wahr, daß er nicht dabei getroffen wurde. — Nach ungefähr einem Jahre fieng er an, über Kopfschmerzen zu klagen, und das einen und alle Tage; ia sie wurden immer heftiger, und liessen ihm sogar Nachts nur selten eine Stunde ruhen. Seine vorige Munterkeit verlohr sich ganz; nichts vergnügte ihn mehr, es mochte auch seyn, was es wollte. Man kann sich vorstellen, daß die Aeltern sich nicht wenig darüber betrübten. Sie zogen zwar einen verständigen Arzt zu Rathe, aber — alle angewandte Mittel waren vergeblich. Die Schmerzen und das Brennen im Kopfe waren oft so heftig, daß Fritz sich gar nicht besinnen konnte, sondern völlig wahnsinnig war. Der Arzt gestand auch den betrübten Aeltern, daß alle seine Mühe umsonst wäre, weil er ein Geschwür im Kopfe haben müßte, das durch einen Fall oder Stoß verursacht worden wäre. Fritz wurde genau

befragt, und nun gestand er, daß er das Kopfstehen, Ueberschlagen und dergleichen schöne Dinge für sich getrieben hätte. Jetzt weinte und wehklagte er: "Ach, wär' ich doch meinem Vater folgsam gewesen!„ — aber es war zu spät, er quälte sich noch viele Monate, und starb endlich unter den entsetzlichsten Schmerzen.

So mußte auch Louise G. die traurigen Folgen der gefährlichen Spiele erfahren. Mit Hülfe einiger ihrer Gespielinnen hatte sie auf dem Boden des Hauses eine Schauckel gemacht, und so oft sie sich heimlich wegstehlen konnte: so vergnügte sie sich auf diese halsbrechende Art, entweder allein oder mit ihrer Gesellschaft. Halsbrechend war es, wie leider der Erfolg zeigte. Sie hatten nämlich einen Strick, so gut sie ihn bekommen konnten, an den Balken befestigt; diese waren aber der Dachlucke so nahe, daß sie beim Schauckeln jedesmal mit den Füßen aus dem Loche flog. Man sollte wirklich nicht glauben, daß Mädchen, die doch schon von Natrr sanft seyn müssen, an einem so wilden und gefährlichen Spiele Gefallen finden könnten; allein sie wurden immer dreister. Eines Tages, da gerade Louisens Aeltern nicht zu Hause wa-

ren, belustigte sie sich mit zweien ihrer Schulfreundinnen auf diese Art. Louise saß auf den Schauckel; und ihre Gespielinnen mußten diese, vermittelst eines daran befindlichen Strickes, in die heftigste Bewegung setzen. "Immer stärker! noch stärker!„ schrie die wilde Louise, und siehe da, mit einem Male riß der Strick, und Louise flog, ohne sich erhalten zu können, aus der Dachlucke, und — lag todt, zerschmettert auf der Erde.

Welcher Kummer muß bei diesem Vorfall die guten Aeltern gedrückt haben!

Auch bei Pferden müssen Kinder behutsam seyn.

Ferdinand, der einzige Sohn des Wirthes in B., kannte kein grösseres Vergnügen, als wenn er im Stalle bei den Pferden seyn konnte; nicht aber, um auf ihnen zu reiten, wie ihm der Vater versprochen hatte, daß er dieß, wenn er nur noch ein Jahr älter wäre und es durch gute Aufführung verdiente, lernen sollte; sondern seine Freude bestand darin, die Pferde zu necken, sie zu schlagen, zu stechen und überhaupt

haupt zu verursachen, daß sie springen und wildwerden mußten. Schon unzählige Mal hatte er deshalb Verweise, und da diese nicht fruchteten, Strafe bekommen: aber, auch dieser ungeachtet, benutzte Ferdinand jede Gelegenheit, wo er seinen Muthwillen auslassen konnte. An einem Mittag, da die Knechte mit dem andern Gesinde aßen, schlich sich Ferdinand mit einem andern seines Gelichters heimlich in den Stall, und nun wollte er an den Pferden so recht sein Müthchen kühlen; aber das wurde ihm dies Mal auf eine schreckliche Art gelegt. Er nahm eine Peitsche, stellte sich hinter das eine Pferd, von dem er wußte, daß es am muthigsten war, und hieb es unter den Bauch. Bei'm ersten Hiebe blieb es wider sein Erwarten ziemlich gelassen. Ferdinand war damit nicht zufrieden, sondern stellte sich nun dem Pferde näher, und wiederholte den Hieb mit allen Kräften. Jetzt wendete sich das gereitzte Pferd, schlug hinten aus, und traf mit dem einen Hufe Ferdinands Brust so, daß er ohne alles Bewußtsein niedersank, — so sagte der andere Knabe, der vor Angst fortgelaufen war, in der Folge aus. Nicht lange darauf trat der eine Knecht in den Stall —

wie erschrak er bei dem Anblicke! und wie ward es nun erst den Aeltern zu Muthe! Die Mutter fiel in Ohnmacht, und der Vater rang verzweiflungsvoll die Hände: "Ach mein Sohn! mein Ferdinand! mein einziger Sohn!„ — Man trug ihn in ein Zimmer und legte ihn auf ein Bette: ach, da stürzte das Blut aus dem Halse und aus der Nase: die Brust war eingeschlagen. Man hielt ihn schon für ganz todt; endlich schlug er die Augen auf. Das gab den armen Aeltern einige Hoffnung; aber sie ward bald wieder vereitelt, denn noch ehe der Wundarzt, den man aus der nächsten Stadt in der größten Angst und Eile herbei holte, ankam, erfolgte noch ein stärkerer Blutauswurf, als der erstere, und Ferdinand — lag entseelt da. Was die Aeltern litten, ist unbeschreiblich. Da lag nun die gehoffte künftige Freude, ihr einziger Sohn, der ein brauchbarer Mann werden und einst ihr Trost im Alter seyn sollte!

Hierher gehört auch die abscheuliche Ungezogenheit, die so viele Knaben sich erlauben, auf vorbeifahrende Kutschen und Wagen zu klettern. Da trug sich noch vor kurzem ein trauriger Fall zu. Ludwig, eines reichen Kauf-

manns Sohn, der bei dieser Gelegenheit schon manchen Stoß bekommen, schon manches seiner Kleidungsstücke zerrissen hatte, und deßwegen auf das ernstlichste gewarnt und bestraft worden war, sahe im vorjährigen Winter eine leere Kutsche vorbeifahren. Er lief ihr nach, erreichte sie bald, und nun ergriff er die eine Wagenthür; wollte sich auf den Seitentritt schwingen, und so sich mitfahren lassen. Der Kutscher rief ihm zu, er sollte das bleiben lassen, aber bei dem unbändigen Knaben war alles in den Wind geredet. Schon stand er auf dem Tritte, da bekam der Wagen einen heftigen Stoß; Ludwig konnte sich nicht halten; er stürzte herab, der Wagen überfuhr ihm beide Füße, und zerbrach sie. Er bleibt Zeitlebens ein Krüppel.

Kaum zwei Jahre vorher hatte ein anderer Knabe, der hinten auf den Wagen geklettert war, das Unglück, von dem einen Rade ergriffen, und, da der Kutscher nicht gleich den Wagen anhalten konnte, herumgeschleift und auf eine jämmerliche Art getödtet zu werden.

Schaden durch Schießgewehr.

In M. hat sich vor nicht gar langer Zeit folgende traurige Geschichte zugetragen. Der Beamte des Orts ward von einem seiner auswärtigen Freunde besucht, und dieser hatte seinen Sohn, einen ausgelassenen wilden Knaben, dem Sohne des Beamten zur Gesellschaft mitgebracht. Die beiden Väter befanden sich eben am Ende des Gartens, der ziemlich groß war; die Knaben aber spielten in den am Eingange des Gartens befindlichen Lusthause. Wilhelm, der wilde Knabe, sahe an der Wand eine Flinte hangen; und gleich stieg er auf einen Stuhl und griff darnach. Adolph, des Beamten Sohn, erschrack, und bat ihn aufs dringendste, das Gewehr hangen zu lassen; es wäre geladen, und der Vater habe ihm ausdrücklich verboten, es anzurühren. Wilhelm lachte laut auf: "Verbothen hin, verbothen her; du fürchtest dich wohl? — geh, du furchtsamer Hase!„ — Adolph bat ihn mit Thränen, die Flinte, die er schon herabgenommen hatte, behutsam wieder aufzuhängen; und da alles Bitten umsonst war, versicherte er, er müßte es, so ungern es

geschähe, seinem Vater sagen. "Das unterstehe dich einmal — rief Wilhelm — sieh, ich schieße!„ — Adolph gieng — Jener schlug an, baff! und — da lag der gute Adolph! die ganze rechte Hand war zerschossen. Welche unzählige Schmerzen mußte der arme Junge leiden! — Die ganze Hand mußte abgenommen werden, weil der Brand dazu schlug, und er sonst hätte sterben müssen. Wie dem bösen Wilhelm zu Muthe seyn muß, wenn er nun seinen jungen Freund, der ihn so liebreich bat und warnte, als Krüppel siehet; wenn ihm sein Gewissen sagt: Den guten Menschen hast du unglücklich gemacht! du, durch deine schändliche Wildheit! — Wilhelm kann in seinem ganzen Leben keine frohe Stunde wieder genießen, denn das ist der schrecklichste und qualvollste Gedanke: einen seiner Nebenmenschen unglücklich gemacht zu haben. —

Da gibt es an verschiedenen Orten noch eine Art Gewehre, welche man zwar Knaben zum Spielen bewilliget, welche aber auch mit der größten Vorsicht gebraucht werden müssen; das sind die sogenannten Armbrüste, die mit einem Bogen, vermittelst einer Darmsaite, gespannt

werden, und von denen man Bolzen abschießt, die entweder mit Blei oder Eisen beschlagen, und noch mit einem eisernen Zwecke oder einer dergleichen Spitze versehen sind, um damit nach einer Scheibe oder aus Holz verfertigten Vögeln zu schießen. Auch bei dieser an und für sich unschuldigen Ergötzlichkeit ist die strengste Behutsamkeit nöthig. — In einer Stadt in Thüringen ward ein junger Mensch ein Opfer der Unvorsichtigkeit. Am Johannistage, wo mehrere Knaben ein solches Vogelschießen veranstaltet hatten, ward dem einen der Bolzen durch einen Schuß wider die Mauer unbrauchbar geworden. Er borgte also einen andern von einem seiner Gespielen; dieser paßte aber nicht für seine Armbrust, denn die Vertiefung, in welcher der Bolzen liegen sollte, war zu enge. Die Saite, welche den Bogen spannt, konnte nur den kleinern untern Theil des Bolzens fassen; und so schnellte dieser zurück, und quetschte dem unvorsichtigen Knaben das rechte Auge.

Eben diese Vorsicht ist auch bei'm Schießen mit den Blaseröhren unentbehrlich, aus welchen man kleine, aus eisernen Nägeln verfertigte Bolzen oder Thonkugeln vermittelst des Blasens und

Stoßens der Zunge abschießt. So wollte sich ein Knabe den Muthwillen erlauben, mit einem solchen Rohre einen andern, der in einer kleinen Entfernung vor ihm ging, nur an die hintere Seite des Hutes zu schießen; aber in demselben Augenblicke kehrte sich jener um; und ungeachtet es nur eine Thonkugel war, so verwundete sie ihm das Gesicht so, daß die gefährlichsten Folgen daraus hätten entstehen können.

Wenn man sich erhitzt hat, muß man weder trinken, noch auf eine andere Art sich erkälten.

Eduard, ein munterer, gesunder und gutartiger Knabe, spielte einst, mit Bewilligung seiner Eltern, mit einigen seiner jungen Freunde Ball. Er hatte, nachdem das Spiel eine Stunde gedauert, sich erhitzt; fühlte einen brennenden Durst, und beging nun die Unvorsichtigkeit, ohne zu warten und sich von der Erhitzung gehörig zu erholen, aus einem in der Nähe stehenden Brunnen zu trinken. So aufmerksam er sonst auf sein Verhalten und die deshalb empfangenen Vorschriften seiner Aeltern

und Lehrer war; so hatte er doch dies Mal ganz und gar nicht daran gedacht. Kaum aber war der unglückliche Trunk geschehen, so befiel ihn der fürchterlichste Schrecken. Auch jetzt noch hätte er vielleicht den traurigen Folgen seiner unbesonnenen That Einhalt thun können, wenn er die vorherige heftige Bewegung wieder angefangen und eine Zeitlang fortgesetzt hätte; aber, ganz in sich gekehrt, ging er nach Haus. Auch seinen Eltern verschwieg er es. Der gute Eduard hinterging sich! Nicht lange darauf stellte sich ein Husten ein, der, ob man gleich alle nur mögliche Gegenmittel brauchte, immer heftiger wurde, und ihn endlich weder bei Tage, noch in der Nacht Ruhe ließ. Seine Kräfte und seine Munterkeit schwanden zusehends; das Fleisch fiel ab, und er schlich nur wie ein Schatten umher. Die Aeltern, die den guten Knaben so herzlich liebten, und die sich mit Recht die schönsten Hoffnungen von ihm gemacht hatten, sahen ihn dahin welken: denn der Arzt, den man Geld auf Geld bot, gestand frei, es wäre keine Rettung da. Ach, wie jammerten und weinten sie! und Eduard selbst, der seinen herannahenden Tod immer gewisser merkte, zerfloß oft in Thränen. O, wä-

re ich doch nicht so unbesonnen gewesen! schluchzete und stöhnte er. Nun war die Reue zu spät — er starb. Alle, die ihn kannten, erwachsene Personen und seine Gespielen, weinten um ihn; alle hatten ihn lieb gehabt; er verdiente es auch seiner guten Eigenschaften wegen. Seine Lehrer gaben ihm das Zeugniß eines fleißigen und gesitteten Knabens. Was hätte in Zukunft aus ihm werden können! wie viel Gutes hätte er durch seine Geschicklichkeit und durch fortgesezte gute Aufführung stiften können! — Alle diese Hoffnungen waren nun mit einem Male zerstört, und das durch eine einzige Unbesonnenheit!

Friederike, ein sonst gutes, wohlgezogenes Mädchen, mußte durch eine ähnliche Unvorsichtigkeit schon in ihrem vierzehnten Jahre ihr Leben einbüßen. Sie hatte sich beim Tanz erhitzt, darauf getrunken, und es ging ihr gerade so, wie dem Eduard.

Eben so gefährlich, wie das Trinken nach einer Erhitzung, ist das Erkälten und sogenannte Abkühlen. — Louise, Friederikens beständige Gesellschafterin, mußte noch nicht ein volles Jahr darauf eben dies erfah-

ren. Sie hatte einen Spaziergang gemacht, sich auf dem Rückwege durch schnelles Gehen, weil ein Regen drohte, sehr erhitzt; und da sie nun nach Haus kam, öffnete sie, weil sie ohne Aufsicht war, Thüren und Fenster, um sich abzukühlen, und kleidete sich noch dabei aus. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn sie auf der Stelle vom Schlage gerührt worden wäre. Sie fieng bald darauf an zu kränkeln, und starb.

Ordnung und Reinlichkeit.

In der Schule zu Grünthal befanden sich unter den Schülern und Schülerinnen auch einige Knaben und Mädchen, die keine Aeltern mehr hatten. — Eines Tages besuchte ein reicher Kaufmann, Namens Herrmann, diese Schule. Er zog den Lehrer bei Seite, und sprach mit ihm leise über die Beschaffenheit der Kinder, die derselbe unterrichtete.

Vor allen Dingen, sagte der Kaufmann, möchte ich die Schreibebücher derjenigen sehen, die keine Aeltern mehr haben.

Als dieß die Knaben und Mädchen hörten, öffneten sie die Schubladen, die an dem Tische angebracht waren, an welchem sie saßen. Einige thaten dieß langsam, und man sah es ihnen an, daß sie sich nur ungern dazu bequemten. Herr Herrmann bemerkte dieses, und dachte sich das Seinige dabei.

Andere von den Schülern und Schülerinnen zogen die Schubladen, in welchen die Schreibebücher lagen, schnell heraus, und machten ein freundliches Gesicht. Herr Herrmann bemerkte es, und dachte auch hier das Seinige dabei.

Er fieng nun an, die Bücher durchzusehen. Einige reichten sie ihm schüchtern hin, und schlugen ihre Augen nieder, als er darin herumblätterte. Die Ursache davon war: die Bücher dieser Schulkinder sahen nicht so aus, als sie hätten aussehen sollen. Es gab darin mancherlei zu sehen, was dem Auge nicht wohl that; hier ein Gekritzel, dort ein Paar Kleckse; auf dieser Seite einen hingemahlten Mann, mit einer Riesennase und einem verzerrten Munde, auf einer andern Seite einen Riß ins Papier und dergleichen mehr; kurz, die Bü-

cher sahen unordentlich und unreinlich aus, so wie die Besitzer derselben.

Mit diesen schmutzigen Kindern mag ich nichts zu thun haben! dachte Herr Herrmann, legte die Bücher gleich hin, und ging weiter.

Er kam zu den ordentlichen und reinlichen Schulkindern. Freundlich reichten sie ihm ihre Schreibebücher; bescheiden lächelten sie ihn an. Herr Herrmann sah die Bücher durch. Sie waren durchgängig reinlich; kein häßliches Gekritzel, kein hingemahlter Mann, kein Klecks, kein Riß — nichts dergleichen war darin zu sehen.

Herr Herrmanns Gesicht erheiterte sich. Er fragte bei jedem Buche nach dem Namen des Besitzers und sah ihn freundlich an. Besonders gefiel ihm das Buch des kleinen Gottlieb Wagner und der fleißigen Maria Heyning. Beide waren sehr arm, und ihre Kleider von grobem Zeuge; dessen ungeachtet war es eine Lust, sie anzusehen; denn ihr Anzug zeichnete sich durch die größte Reinlichkeit aus.

Herrn Herrmann gefielen diese zwei Kinder sehr. Er zog den Lehrer bei Seite, und

sagte zu ihm: Ich halte viel auf Ordnung und Reinlichkeit; sie empfehlen jeden Menschen; deshalb gefällt mir der muntre Gottlieb Wagner und die Maria Heyning gar sehr. Wie steht es denn sonst um ihre Sitten? Sind sie fleißig, verträglich, folgsam, wahrheitsliebend und dankbar?

Der Lehrer gab beiden das erste Zeugniß. Herr Herrmann drückte dem Lehrer die Hand, und ging davon.

Noch an diesem Tage ließ Herrmann den reinlichen Gottlieb Wagner und Maria Heyning zu sich kommen, und benahm sich sehr freundlich gegen sie. Lieben Kinder, sagte er endlich, ihr habt keine Aeltern mehr — ich habe euch lieb gewonnen, und möchte so gern Vaterstelle an euch vertreten; denn ich selbst habe keine Kinder; die, welche mir der Himmel schenkte, sind gestorben. Habt ihr wohl Lust, bei mir zu bleiben, und mich als euern Vater anzusehen?

Die Kinder wußten nicht, was sie sagen sollten. Gerührt standen sie da. Endlich ergriff Gottlieb die Hand des rechtschaffenen

Kaufmanns, küßte sie, und sagte schluchzend: O wüßte das mein guter Vater, meine liebe Mutter!

Herrmann schüttelte ihm die Hand, und sprach: Sie sehen es vielleicht, mein lieber Sohn, und freuen sich, daß ihr Gottlieb bis jezt so gut gewesen ist!

Auch Maria benezte die Hand des edlen Kaufmanns mit Thränen, und nannte ihn noch in dieser Stunde Vater.

Herrmann sprach den Tag darauf mit dem Vormund der Kinder, der sich über dessen Entschluß, Vaterstelle an ihnen zu vertreten, sehr freute.

Nach einigen Tagen wohnten Gottlieb und Maria in dem Hause des Kaufmanns. Er ließ sie gut unterrichten, und erzog sie zu rchetschaffenen, frommen Menschen. Da sie sich durch Ordnung, Reinlichkeit und gute Sitten sein ganzes Vertrauen erwarben, so sah er sie bald als seine eigenen Kinder an, und als er starb, vermachte er ihnen in seinem Testamente all' sein Vermögen.

Reinlichkeit.

Wer sich der Reinlichkeit ergibt,
Wie glücklich kann der seyn!
Er wird geehrt, er wird geliebt,
Sei er auch noch so klein.

Sein weißes Hemd, sein nett Gewand
Erwecken Freud' und Lust;
Man drückt ihm gern die reine Hand,
Schließt gern ihn an die Brust.

Sein reinlich Mahl auf blankem Tisch,
Wie schmeckt ihm das so gut!
Es macht ihm seine Wangen frisch
Und heiter seinen Muth.

Die liebe reine Gottesluft
Wird Balsam seiner Brust:
Da athmet er der Blumen Duft,
Und trinket Himmelslust.

Er ist gesund und freuet sich
Der kurzen Lebenszeit.
O lieber Gott! drum lehre mich
Die goldne Reinlichkeit.

Höflichkeit.

Christian Rink war ein guter Knabe; nur einen Fehler hatte er; er war nicht höflich. Begegnete er einem Menschen, so zog er nur selten den Hut ab, und grüßte ihn. Kam er in die Stube seiner Eltern, und es war ein Fremder da: so machte er fast nie eine Verbeugung; selbst seinen Eltern both er nur selten einen guten Morgen, wenn er aus der Schlafkammer kam, oder eine gute Nacht, wenn er zu Bette ging.

Durch seine Unhöflichkeit beleidigte Christian viele Menschen. Sie gingen nicht gern mit ihm um, erwiesen ihm nur selten eine Gefälligkeit, und waren gegen ihn auch unhöflich.

Das gefiel Christianen nicht. Er klagte es seinem Vater; aber dieser sprach: Du bist selbst Schuld daran, mein Sohn! Wenn wir wünschen, daß andere Menschen uns lieb haben sollen, so müssen wir ihnen artig und höflich begegnen. Durch Unhöflichkeit schrecken wir sie zurück. Sie finden sich beleidigt, und vergelten uns Gleiches mit Gleichem. Sey

nur

nur höflich, mein Sohn, so wird man dich bald lieber haben.

Bald darauf besuchte Christians Vater einen Freund in einer nahen Stadt, und nahm Christianen mit dahin. Auf dem Wege kamen sie durch zwei Marktflecken. In dem ersten begegneten ihnen viele Knaben, die aus der Schule zu kommen schienen. Sie pfiffen, lärmten, und iagten sich auf der Straße herum.

Gefallen dir diese Jungen? fragte Herr Rink seinen Sohn Christian.

O wem sollten die gefallen! versetzte dieser; sie sind sehr ungezogen.

Als iene Knaben bei Herrn Rink vorbei gingen, guckten sie ihm seitwärts ins Gesicht; einige lachten, und keiner zog den Hut ab, keiner grüßte ihn.

Das sind grobe Klötze! sagte Christian zu seinem Vater — so roh, als wären sie im Walde unter den Bäumen aufgewachsen.

Sie sind nicht höflich! versetzte der Vater, und man kann sie deßhalb nicht lieb haben.

Bald erreichten Vater und Sohn den andern Marktflecken. Auch hier kamen die Kinder eben aus der Schule. Wie ganz anders betrugen sich die! Sittsam gingen sie nach Hause; wenn sie iemanden begegneten, grüßten sie ihn freundlich, und als sie bei Herrn Rink und Christian vorbei gingen, zogen die Knaben ihre Hüte, verbeugten sich, und wünschten einen guten Tag.

Das laß ich gelten! sprach Christian, das sind ganz andere Knaben! die gefallen mir!

Sie sind höflich! versetzte der Vater, und man muß sie deßhalb lieb gewinnen. O die Höflichkeit ist eine gar schöne Sache! sie empfiehlt den Menschen gar sehr. Freilich ist es, um geliebt zu werden, nicht genug, daß man bloß höflich ist; man muß auch wahrheitsliebend und rechtschaffen seyn; wenn man beides mit einander verbindet, dann kann man erwarten, daß uns unsre Nebenmenschen lieb gewinnen.

Christian verstand, wohin der Vater zielte. Nach einer Stunde kamen sie in der Stadt an, wohin sie wollten. Sie gingen gerade zu dem Freunde des Herrn Rink. Er

empfing sie mit Herzlichkeit, und behandelte auch Christianen mit einer so großen Artigkeit, daß dieser sich wie im Himmel befand.

Bald trat der Sohn des Freundes, der aus der Schule kam, in die Stube. Bernhard — das war sein Name — verbeugte sich höflich, und als er hörte, wer Herr Rink sey, machte er noch eine Verbeugung, und sagte, daß er sich über diesen angenehmen Besuch sehr freue. Dann trat er zu Christian, reichte ihm die Hand, und hieß ihn herzlich willkommen. Christian, der keine Uebung in Höflichkeits-Bezeigungen gehabt hatte, benahm sich etwas steif und hölzern. Aber Bernhard schien dieß nicht zu bemerken, behandelte ihn mit der größten Artigkeit, führte ihn in den Taubenschlag, zeigte ihm seine Blumenbeete, und erwies ihm überhaupt viele Gefälligkeiten.

Christian kam in mehrere Gesellschaften. Ueberall herrschte viel Höflichkeit und Artigkeit. Dies gefiel ihm sehr. Er gab sich Mühe, auch höflich zu seyn, und es ging. Seine Höflichkeit wurde erwiedert, und er verlebte in dieser Stadt drei sehr vergnügte Tage.

Als Christian wieder nach Hause kam, war er wie neu geboren. Gegen iedermann betrug er sich artig, höflich, gefällig. Christian ist ein neuer Mensch geworden! sagten mehrere. Sonst war er zuweilen ein wahrer Grobian; iezt ist er der höflichste Knabe in der ganzen Stadt.

Von nun an befand man sich gern in Christians Gesellschaft, und betrug sich gegen ihn sehr freundschaftlich, worüber er eine große Freude hatte.

Christians Vater bemerkte mit Vergnügen die Veränderung, die mit seinem Sohne vorgegangen war. Es freut mich, sagte er eines Tages zu ihm, daß du, mein Sohn, iezt artig und höflich bist. Höfliche Menschen sind überall wohl gelitten. Nur darf die Höflichkeit nicht zu weit gehen. Man darf aus Höflichkeit zu dem, was böse ist, nicht schweigen, und nichts reden, was nicht aus dem Herzen kommt; denn Wahrheitsliebe ist weit mehr als Höflichkeit; diese gefällt den Menschen, jene gefällt Gott.

Christian merkte sich diese Lehre, und blieb der Wahrheit treu, dabei aber auch höf-

lich und artig. Alle gute Menschen liebten ihn. Sein Wahlspruch war: Liebe die Wahrheit bis in den Tod. Sehr gern sang er folgenden Vers:

Wohl dem, der Lügen hasset,
Und der, so oft er spricht,
So seine Rede fasset,
Daß er die Wahrheit nicht
Mit Wissen ja verletzet,
Und der an jedem Ort
Sich dieß zur Ehre setzet,
Zu seyn ein Mann von Wort.

Unterricht
über
die Anlagen des menschlichen Gemüths.

Wenn wir den Menschen mit den ihn umgebenden Dingen vergleichen, so finden wir, daß er sich vor allen auffallend unterscheidet. Vergleichen wir ihn mit den Materialien und Pflanzen, so fällt uns natürlich zuerst auf, daß er sich von selbst bewegt, daß er lebt, jene aber nicht leben. Aber die Thiere leben ja auch? Wie ist er denn von diesen unterschieden? Nicht durch seine aufrechte Gestalt, denn auch Thiere gehen auf zwei Füßen; nicht durch seine Sprache, denn auch Thiere kennen Wörter lernen, und wenn ein Mensch stumm ist, oder ihm bei der Geburt die Zunge ausgeschnitten würde, so bleibt er doch noch Mensch. Was ist es denn, das ihn von diesen unterscheidet, das ist, zum Menschen macht? Dieß ist nichts in die Augen Fallendes — dieß ist die Seele des Menschen.

Aber was ist denn die Seele? Wie sieht sie aus? Woraus besteht sie? Wo sitzt sie? Lauter Fragen, die sehr häufig gethan, aber niemals beantwortet worden sind, noch beantwortet werden können. Die Seele ist nichts Körperliches; wir können sie nicht sehen, noch hören, riechen ꝛc. sie hat weder Gestalt, noch Farbe. Sie ist ein geistiges Wesen, das wir nur aus seinen Wirkungen und Thätigkeiten erkennen müssen und können. Es giebt so viele Dinge, die wir nicht wahrnehmen können, und die darum doch sind. Die Seele sehen wir nicht, aber ohne sie würden wir nichts sehen. Wollen wir sie also kennen lernen, so müssen wir genau auf uns selbst und andere merken, uns beobachten. Wenn wir sagen: ich will das, ich will das nicht — ich weiß das — ich kenne das — ich denke das u. s. w.; so ist das nicht unsere Hand, unser Fuß, unser Kopf, dieses Ich, das da weiß, denkt und will, sondern das ist unsere Seele, oder unser Geist. Wenn wir sprechen, so wissen wir, nicht nur, was wir sprechen (die Gedanken,) sondern auch daß wir sprechen. Der Eine sagt: zwei und zwei sind vier; in der einen Tasche habe ich zwei Aepfel und in der andern auch, sagt ein

Zweiter; gleich setzt ein Dritter hinzu: also hast du vier Aepfel. Was ich dir heute noch sage, kannst du bis morgen und länger behalten, und mir dann wieder erzählen. Wenn ich dir von einem Thiere erzähle, das einen Kopf von einem Löwen, den Rumpf von einem Stier, den Schweif eines Pferdes, und ein Paar Adlersflügel an den Seiten hätte, so machst du dir gleich ein Bild davon und stellst dir ein solches Geschöpf vor. Du kannst dich freuen und betrüben: du kannst wünschen, hoffen, verlangen und verabscheuen: etwas wollen und nicht wollen. — Daß du alles dieses kannst, das kannst du nur, weil du eine Seele hast, — das ist deine Seele. — Zu allen diesem fehlt einem gestorbenen Menschen das Vermögen; daher sagen wir: er ist todt, oder, er hat keine Seele mehr.

Aber auf diese Art hätte ja der, welcher in einer Ohnmacht liegt, oder wir alle mit einander, wenn wir uns im tiefen Schlafe befinden, keine Seele? Es ist so gut, als wenn wir keine hätten. Denn wenn der Ohnmächtige auch noch so viele Bewegungen (Convulsionen) macht, oder wenn wir uns im Schlafe von einer Seite auf die andere legen, so wis-

sen wir das nicht. Nur dann kann ich sagen, daß ich eine Seele habe, wenn ich weiß, was ich thue und lasse. Wer und was eine Seele hat, weiß das auch. Man nennt dieses das

Bewußtseyn.

Ohne Bewußtseyn sind wir todt, wenigstens so lange, bis es sich wieder einstellt. Wo bin ich? ist gewöhnlich die erste Frage des aus der Ohnmacht Erwachten. — Die Erfahrung hat euch gelehret, oder wird euch bald lehren, daß das Bewußtseyn bei verschiedenen Menschen sehr verschieden ist; daß einige beständie wie träumend einhergehen, andere aber alles äusserst deutlich wissen und genau bemerken; ja, daß es bei einem und demselben Menschen oft sehr ungleich ist.

Wir können unser Bewußtseyn nur recht stark auf die Dinge um uns her richten. Das thut z. B. derienige, der nie in einer Stadt gewesen ist, und nun zum ersten Male dahin kommt; er sieht und blickt umher, und ist in Gefahr, übergelauffen zu werden; allein das merkt er nicht: das thut der Soldat in der Hitze des Gefechts, wo er nur seinen Feind aufsucht, und von eigener Gefahr nichts mehr

weiß. Oder wir können uns auch besonders mit uns selbst beschäftigen und unser Bewußtseyn nur auf uns richten. Man nennt das oft auch in Gedanken seyn. Im letzten Fall heißt das Bewußtseyn Selbstbewußtseyn, im ersten Fall das Bewußtseyn der Gegenstände, und so wie das eine stärker wird, wird das andere schwächer, und umgekehrt.

Wenn wir nun unser Bewußtseyn auf uns selbst richten, was werden wir uns denn von unserer Seele bewußt? —

Vorstellungsvermögen.

Wenn wir unser Bewußtseyn auf uns selbst richten, oder uns selbst genau beobachten, so finden wir zuerst, daß wir eine Menge Vorstellungen haben, von Dingen, in und außer uns. Vorstellungen? Was sind denn Vorstellungen? Was heißt das, eine Vorstellung haben?

Wir sehen ein Haus, wir hören eine Glocke läuten, wir riechen eine Rose, wir schmecken Rhabarber, wir fühlen das rauhe Tuch, und indem wir dieses thun, erhalten wir eine Vorstellung von einem Hause, von dem Ton der Glocke, dem Geruch der Rose, dem Geschmack

des Rhabarbers und der Rauhigkeit des Tuchs. Ihr seyd in eurem Leben nicht von euren Aeltern und Geschwistern getrennt gewesen, und wißt daher nicht, was Sehnsucht ist. Aber gesetzt nun, noch heute holte dich dein Onkel, lieber Fritz, der zwölf Meilen von hier entfernet ist, ab; dann würde bald, wenn du erst von hier wärest, ein anhaltendes, zärtliches Verlangen nach deinen Eltern, Geschwistern, deinen Mitschülern und allen den Menschen und Dingen, die dir hier lieb waren, in dir entstehen; du würdest bald denken: O, wenn ich alle diese Lieben doch nur einmal wieder sehen und sprechen könnte ꝛc. Dann würdest du eine Vorstellung von dem erhalten, was Sehnsucht ist.

Daß das Haus, die Glocke, die Rose ꝛc. nicht die Vorstellung selbst ist, bemerkt ihr sehr bald; sie sind nur die Sachen oder die Gegenstände, wodurch die Vorstellung veranlaßt wird und worauf sie wieder geht oder sich bezieht; ohne Haus, Rose ꝛc. Sehnsucht, würden wir keine Vorstellung von ihnen haben können. Beides müßt ihr also nicht mit einander verwechseln; das Haus ist außer euch, die Vorstellung davon in euch; eben so auch mit der Sehn-

sucht, obgleich dieser Gegenstand eurer Vorstellung nicht so außer euch ist, wie das Haus.

Um also Vorstellungen haben zu können, wird erfordert, daß Gegenstände da sind. Aber noch mehr.

Man zeige einem Menschen, der in Ohnmacht liegt, noch so viele Bilder, man läute auch mit noch so vielen Glocken, man halte ihm alle Blumen unter die Nase: er wird nichts davon wissen, oder keine Vorstellung davon erhalten. Sollen wir also Vorstellungen erlangen, so seht ihr leicht ein, daß es nicht genug ist, daß Gegenstände dazu da sind, sondern auch von unserer Seite wird etwas erfordert. Wir müssen nemlich im Stande seyn, den Eindruck des Gegenstandes in uns aufnehmen und zu einer Vorstellung verarbeiten zu können. Stelle dich hin vor einen Stein, und er wird dir nichts zeigen, stelle dich aber vor einen Spiegel, und er wirft dir sogleich dein Bild zurück; lege ein zehnpfündiges Gewicht auf den Tisch, und es macht nicht den mindesten Eindruck auf ihn, lege es auf ein noch ungebackenes Brod, und du wirst bald die Wirkung erfahren. — So auch ungefähr mit unserer Seele.

Aber eben so wenig der Gegenstand die Vorstellung ist, eben so wenig bin ich selbst die Vorstellung; der Gegenstand ist außer mir, die Vorstellung in mir, und von beiden (dem Gegenstande und dem Gemüthe) verschieden.

Wer nun eher auf sich selbst recht aufmerksam gewesen ist, der wird jetzt, wenn ich sage: Vorstellung, wissen, was das heißt, und eine Vorstellung von der Vorstellung haben.

Ich will noch ein Beispiel anführen.

Wir sprachen neulich von der Seidenraupe. Ich erzählte euch von ihrem Gespinnst, dem Cocon, welches die Seide giebt, und ihr alle sagtet, ihr hättet noch nie eine gesehen; ihr konntet also auch keine Vorstellung davon haben. Zwar konnte eure Seele sich einigermassen ein Bild davon machen, als ich sagte, daß es ohngefähr so aussähe, als wenn eine Raupe bei uns sich eingesponnen hat, allein eure Vorstellung davon wird doch noch immer dunkel und unbestimmt gewesen seyn. Ein Freund hat mir einen Cocon einer wirklichen Seidenraupe geschenkt. Seht, hier ist er. (Die Kinder blickten sehr hell auf, und waren sehr vergnügt, als ich ihnen den Cocon zum nähern

Betrachten hingab. Nachdem sie ihn eine Zeitlang genau angesehen, befühlt und untersucht hatten, so nahm ich ihn wieder zurück.) Nun fuhr ich fort, habt ihr eine Vorstellung davon, wißt, wie groß er ist, wie er aussieht, wie er sich anfühlen läßt, könnt mir meine Fragen darüber beantworten, davon erzählen u. s. w. Alles das wußtet und konntet ihr nicht, als ihr noch keine Vorstellung davon hattet. Seht, das heißt eine Vorstellung von Etwas haben. Die Vorstellung ist der Cocon nicht selbst, denn ich habe ihn ja wieder weggelegt. Aber eure Seele macht sich nun ein Bild davon, hat den Eindruck, denn das Ding auf euch machte, weiter verarbeitet (zur Vorstellung geformt,) es sey denn, daß einer von euch, während die andern es besahen, geschlafen hätte. — Das ist eine Vorstellung. —

Das Vermögen (die Eigenschaft, Anlage, Einrichtung) unserer Seele, Vorstellungen haben zu können, oder derselben fähig und empfänglich zu seyn, heißt das Vorstellungsvermögen.

Daß viele Menschen nur wenige Vorstellungen haben, kommt daher, weil nur wenige

Gegenstände auf sie wirkten (sie nicht viel bemerkten und erlebten); oder weil ihr Gemüth unfähig oder zu träge war, die Gegenstände, welche auf dasselbe Eindruck machten, zu Vorstellungen zu verarbeiten. Wer von seiner frühesten Kindheit in einem leeren Zimmer eingesperrt gewesen, und gar nicht in die Natur oder unter Menschen gekommen ist, wird durchaus keine Vorstellung von einer Stadt, einem Dorfe, Berge, Fluß ꝛc. haben.

Der Landmann hat andere Vorstellungen (d. h. Vorstellungen von andern Dingen) als der Städter; der Handwerker andere, als der Soldat; ein Hirtenknabe andere, als eines Königs Sohn. Woher mag das kommen?

Vorstellungen haben die Thiere auch, aber sie sind bei ihnen nicht deutlich, d. h., sie sind sich derselben nicht sehr bewußt. Freilich kann ein Hund ein Stück Brod von einer Peitsche recht gut unterscheiden; aber er weiß doch nicht, wodurch diese beiden Dinge von einander unterschieden sind. Wenn er auf einmal sprechen könnte, so würde er etwa sagen: das Brod schmeckt mir gut und die Peitsche macht mir Schmerzen. Ihr aber könnt noch ganz andere Unterschiede angeben.

Sagt man aber nicht auch, der Spiegel stellt etwas vor? Hat der denn auch Vorstellungen? Freilich stellt er etwas vor; mein Bild stellt er dar, aber sich stellt er nichts vor; er weiß ja nichts davon. Sollen wir uns also wirklich etwas vorstellen, so müssen wir uns auch der Vorstellung bewußt werden. So wie nun das Bewußtseyn bald mehr, bald weniger, deutlich ist, so sind dies auch die Vorstellungen. Wer z. B. während des Unterrichts schläfrig ist, nur mit halben Ohren hört, der wird auch wenige deutliche Vorstellungen mit aus der Stunde nehmen, er wird höchstens wissen, wovon, aber nicht, was von einer Sache gesprochen ist, und bei der Wiederholung schlecht bestehen.

Sinnliche Vorstellungen.
(Sinnlichkeit.)

Wenn ich sage: Heinrich Schulz, so stellen wir uns alle hier diesen Heinrich und keinen andern vor, den Heinrich, der so groß ist, so aussieht, blaue Augen, blondes Haar hat, der so gut und so fleißig ist u. s. w. Wenn ich aber sage: Schüler, so ist das schon etwas anders. Es entsteht zwar alsdann auch in uns

eine Vorstellung, aber nicht mehr bloß von Heinrich, der ein Schüler ist, sondern von Kindern, die die Schule besuchen, um etwas zu lernen. Die Vorstellung bezieht sich also nicht auf einen, sondern auf mehrere, auf alle Schüler. Sage ich nun aber: Mensch, so entsteht in euch eine Vorstellung, die noch mehr unter sich begreift; ihr denkt da nicht mehr an Heinrich, an Schüler, an die Bewohner unsers Orts, sondern an alle Menschen. Ihr sehet also, daß, wenn wir auf die Gegenstände sehen, worauf die Vorstellungen sich beziehen, selbige sehr verschieden sind. Entweder gehen sie nemlich auf einen, oder auf mehrere und viele Gegenstände. Geht die Vorstellung nun nur auf einen Gegenstand: so heißt sie eine sinnliche Vorstellung oder Anschauung, und das Vermögen, solche zu haben: Sinnlichkeit*).

Die sinnlichen Vorstellungen erhalten wir vermittelst der Augen, Ohren, der Nase, Zun-

*) Das Wort Sinnlichkeit hat freilich noch eine weitere Bedeutung, und deutet nicht bloß das Vermögen der Anschauungen, sondern auch das Vermögen der Gefühle und Begierden an. Davon später.

ge, und unsers ganzen Körpers, der uns zum Fühlen dient. Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl sind also fünf verschiedene Sinnesarten (Wege, Kanäle, auf denen uns Vorstellungen von äußern Dingen zugeführt werden). Gewöhnlich nennt man sie die fünf Sinne. Das ist also nicht ganz richtig. Sinne hat der Mensch eigentlich nur zwei, einen äußern und einen innern Sinn; iener Sinn verschafft ihm Vorstellungen von Außendingen, dieser von dem, was in ihm vorgeht, z. B. von der Sehnsucht, Freude, Traurigkeit, Rache, von Gram, Kummer und Schreck u. s. w.

Wer Augen und Ohren und überhaupt seinen äußern und innern Sinn recht gebraucht, und genau beobachtet, was in und außer ihm vorgeht, der wird viele sinnliche Vorstellungen erlangen, welches sehr nützlich ist.

Verständige Vorstellungen oder Begriffe.

(Verstand.)

Wenn ich sage: unser alter Lindenbaum, so entsteht in euch eine sinnliche Vorstellung. Denn ihr stellt euch nur alsdann den alten Lindenbaum vor unserer Thüre, mit dem knotigen

Auswuchs und den verdorrten Zweigen, und keinen andern vor. Sage ich bloß: Lindenbaum, so ist das schon eine ganz andere Vorstellung. Ihr denkt da nicht mehr an unsern alten Lindenbaum, sondern eure Seele macht sich ein Bild, das auf alle Lindenbäume paßt. Sage ich nur: Baum, so ist das schon wieder eine andere Vorstellung. Ihr denkt da nicht mehr an euern Lindenbaum, noch an Lindenbäume überhaupt, sondern eure Seele stellt sich etwas vor, das auf alles, was Baum heißt, paßt, das Gemeinsame von allen Bäumen, sie mögen Linden- oder Eichen-, Aepfel- oder Birnbäume seyn. Ihr bemerkt also unter den drei Vorstellungen: unser alter Lindenbaum, Lindenbaum, Baum, eine Verschiedenheit. Worin besteht diese? Darin, daß die Vorstellung: unser Lindenbaum, nur auf den einen geht, und auf keinen andern; was ihr euch bei ihm vorstellt, trefft ihr bei keinem andern Baume an. Dagegen: Lindenbaum, geht nicht bloß auf einen Baum, sondern auf mehrere, auf alles, was Lindenbaum ist. Baum, geht auch nicht auf einen, sondern auf mehrere, und zwar noch auf mehrere, als Lindenbäume. Wir können noch höher steigen, und die Vorstellung: Pflanze, nehmen, so bezieht diese

Vorstellung sich nicht bloß auf Bäume, sondern auf alles, was aus der Erde hervorwächst. Nun ist der Unterschied leicht zu finden. Es gibt also Vorstellungen, die sich nur auf einen Gegenstand beziehen, und das sind die sinnlichen, wie schon gesagt, und andere, die sich auf mehrere, viele Gegenstände beziehen, die Merkmale in sich enthalten, die auf mehr als einen Gegenstand passen, und das sind die verständigen Vorstellungen oder die Begriffe. Ich erinnere euch nur noch einmal an die Vorstellungen: Heinrich Schulz, Schüler, Mensch, und ihr werdet gleich sehen, daß die erste eine Anschauung, die beiden andern aber Begriffe sind. Mein Hund Lustig ist eine sinnliche Vorstellung; Pudel, Hund, Thier, sind Begriffe.

Sollen die Menschen nun Begriffe erlangen, so seht ihr leicht ein, daß sinnliche Vorstellungen vorher gegangen seyn müssen. Wie könnt ihr einen Begriff vom Baume, Thier, Mensch ꝛc. haben, wenn ihr nie einen Baum, Thier, Menschen ꝛc. gesehen habt? Je mehr Anschauungen einer hat, desto mehr Begriffe wird er bekommen; je weniger Anschauungen einer hat, desto weniger Begriffe wird er haben.

Gibt es nun Menschen, die nur wenige sinnliche Vorstellungen haben, desto mehr Menschen wird es geben, die noch wenigere Begriffe haben. Und das ist gar nicht gut. — Darum habt allezeit und überall offne Augen und Ohren, und bemerkt und beobachtet, wo ihr nur könnt.

Das Vermögen der Seele, sich Begriffe zu machen, heißt Verstand, oder, weil man Begriffe bilden auch Denken heißt, Denkkraft.

Verstand und Denkkraft sind also gleichbedeutend. Einigen Menschen wird es schwer, andern leichter, zu denken; daher sagt man denn, der eine Mensch hat einen guten Verstand, der andere nicht.

Ich will euch noch ein Beispiel anführen, wie es mit dem Denken, in diesem Sinne des Worts, zusammenhängt. Gesetzt, Jemand von euch hätte nie einen Menschen gesehen, es fehlte ihm also nicht nur der Begriff Mensch, sondern auch die Anschauung von einem Menschen. Nun sieht er aber nach und nach: einen Deutschen mit weißer Haut, blonden Haaren, blauen Augen, einem großen und starken Körper; dann einen Spanier mit gelblicher Farbe, schwarzen

Haaren und Augen, und von mittlerer Größe; hier einen Neger oder Mohren mit schwarzer Haut, krausen, weichen, wolligen Haaren, von außerordentlicher Größe und Stärke; dann einen schmutzigen Grönländer u. s. w. Gesetzt ferner, er hörte jeden in seiner Sprache, aber vernünftig, sprechen, beobachtete ihrer aller Gang und Benehmen, und fienge nun an, diese Personen mit einander zu vergleichen; so würde er bemerken, daß sie zwar in vielen Stücken einander nicht glichen, aber doch auch wahrnehmen, daß sie vieles mit einander gemein hätten. Alle gehen aufrecht, auf zwei Füßen; alle haben Hände, geschickt zu mannigfaltigen Verrichtungen; alle besitzen Verstand, Vernunft, freien Willen, können ihre Gedanken durch bestimmte Töne (Sprache) ausdrücken u. s. w. Dieses Gemeinschaftliche (die Merkmale), mit Absonderung des Nichtgemeinschaftlichen, in eine Vorstellung zusammen gedacht, und es entsteht in ihm der Begriff vom Menschen überhaupt.

Wir können mit unsern Begriffen selbst wieder manches vornehmen; können mehrere neben einander aufstellen, sie ordnen, verbinden, trennen rc. Wir haben z. B. die sinnlichen Vor-

stellungen von unserm kleinen August, wir haben Begriffe vom Kleinseyn, vom Fleiße, von der Aufmerksamkeit, der Zeit 2c. 2c. Nun können wir diese Vorstellungen verbinden und sagen: der kleine August ist immer fleißig und aufmerksam. Oder wir haben die Begriffe: Mensch, gut und viel; wir verbinden sie und sagen: viele Menschen sind gut; oder trennen sie und sagen: viele Menschen sind nicht gut. Deine Mutter gäbe dir, anstatt des Zuckers, ein Stück Rhabarber, und wenn du hinein bissest, so würdest du bald sagen: der Rhabarber ist nicht süß, ist bitter. Diese Thätigkeit unserer Seele nennt man urtheilen, und das Vermögen dazu Urtheilskraft. Aber man nennt urtheilen auch sehr oft denken, und die Urtheilskraft den Verstand.

Urtheile sind: der Hund ist wachsam. Der Haase ist furchtsam. Das Pferd ist stark. Der Hirsch ist geschwind. Das Kind ist noch nicht vernünftig. Der Körper des Menschen ist künstlich gebaut. Die Erde ist rund. Die Rose ist eine Blume u. s. w. Alle Menschen urtheilen nicht gleich leicht und schnell; einige sprechen andern oft nur nach. Das ist gar nicht gut. Was

ihr sagt, das müßt ihr auch immer selbst gedacht oder geurtheilt haben. — Wem das Urtheilen schwer wird, der übe sich fleißig darin; Uebung macht alles leicht.

Wenn einer, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, etwas überlegt, so untersucht er bei sich selbst, ob das, was er thun oder lassen will, für ihn nützlich oder schädlich seyn wird. Er vergleicht schon im Voraus, noch ehe etwas geschehen ist, die Handlung mit ihren Folgen, und bestimmt darnach, was er thun will. So steht ein Knabe am Ufer eines gefrornen Sees, und überlegt, ob das Eis wohl stark genug seyn mag, ihn zu tragen, weil es nur ein Paar Nächte gefroren hat. — Das, was man also überlegen nennt, ist auch urtheilen, oder denken, im weitern Sinn des Worts.

Es ist gut, wenn ein Mensch viel und oft überlegt. Der Knabe würde nicht mit dem Eise eingebrochen seyn, wenn er es besser und sorgfältiger überlegt hätte.

Wenn einer ein Haus bauen will, so muß er sich zuerst das ganze Haus vorstellen, als wenn es schon fertig wäre, und so wie

sein Vortheil oder seine Bequemlichkeit es fordert, es in Gedanken abändern. Dann denkt **er**. Der Baumeister also, der den Riß eines Hauses entwirft, gebraucht seinen Verstand. Der Schneider, der dir das Maaß zum Kleide nimmt, gebraucht seinen Verstand. Ohne Verstand kann kein nützliches, wohleingerichtetes Werk zu Stande kommen. Man kann aber auch andern etwas nachmachen, ohne daß der Verstand sich etwas dabei vorstellt, dann denkt man nicht; — so machen auch die Affen etwas nach.

Wer zuerst ein nützliches Werk machte oder erfand, mußte einen größern Verstand haben, oder ihn besser gebrauchen, als der, welcher ihm das Ding nur nachmachte. Man kann nichts erfinden, ohne Verstand zu haben und denken zu können.

Einst ward ein Knabe gefragt, welches seine rechte Hand sey? Er wußte das wirklich nicht, hatte aber Verstand, und es ward ihm daher nicht schwer, sich zu helfen. O, sagte er deshalb zu dem andern Knaben: du weißt ja nicht, welches dein linker Fuß ist! Dieser war dumm genug, gleich auf denselben hinzuweisen.

Ha, sagte der erste: das ist meine rechte Hand! Wer also Verstand hat, und ihn gebraucht, dem wird es in der Regel nicht an Auswegen und Mitteln fehlen, sich zu helfen. "Der Kluge siehet das Unglück, und verbirgt sich; aber der Alberne gehet hindurch, und wird beschädigt.„ Der eine denkt, der andre nicht. —

Wenn ich euch frage, und ihr gebt mir die richtigen Antworten: so habt ihr geurtheilt, nachgedacht. Je besser einer denken kann, desto besser wird er auch antworten können, und je besser einer antworten kann, desto besser denkt er. — Ich gebe euch eine Rechenaufgabe auf. Da müßt ihr nachdenken, überlegen, was ihr mit den gegebenen Zahlen vornehmen, ob ihr vermehren oder vermindern sollt; und wer mir dann am ersten die richtige Antwort sagt, der hat am besten gedacht.

Wollt ihr also denken lernen, so sucht euch recht viele Anschauungen zu verschaffen; sucht die Merkmale an den Dingen auf; vergleichet und unterscheidet sie; überlegt, und denkt darüber nach, wozu dieß und ienes wohl seyn möchte, warum eine Sache wohl so und nicht anders ist ꝛc. ꝛc. Kurz, übt euch fleißig

im Denken. Denken lernt man nur durch Denken.

Denken können, ist ein Vorzug des Menschen vor den Thieren. Daher sagte Ferdinand ganz richtig: "Der Mensch denkt bei seinen Reden, aber der Staar nicht," und ich hoffe, daß ihr das nur verstehen werdet.

Vernunft.

Ihr habt gesehn, daß man urtheilt, wenn man zwei Vorstellungen (entweder zwei Begriffe, oder einen Begriff und eine Anschauung) mit einander verbindet, oder von einander trennt. Unsere Seele hat aber auch das Vermögen, zwei oder mehrere Urtheile mit einander zu vereinigen, und daraus ein neues Urtheil herzuleiten, d. h. sie kann schließen. Das dritte hergeleitete Urtheil heißt ein Schluß. Z. B. Ich sage:

Der aufmerksame Schüler lernt etwas.
Fritz ist ein aufmerksamer Schüler.

Also, sagt ihr gleich, ohne daß ich euch solches erst vorzusprechen brauche —

Also lernt Fritz etwas.

Oder: Was du nicht willst, daß andere dir thun sollen, das mußt du ihnen auch nicht thun.

Du willst nicht, daß andere von dir etwas Böses sagen, das nicht wahr ist, oder daß andere dich verläumden.

Nun fällt ihr gleich das Urtheil, oder macht den Schluß:

Also muß ich auch andre nicht verläumden.

Ihr mögt euch nun selbst mehrere Beispiele von Schlüßen aufsuchen, welches euch nicht schwer werden kann. Nur noch eins zur Uebung:

Alle Menschen sind sterblich.

Ein runder Körper hat auch immer einen runden Schatten.

Daraus folgt? — Nicht wahr, daraus könnt ihr nichts folgern? — Ihr seht also, daß es nothwendig ist, wenn wir einen Schluß machen wollen, daß die beiden Vordersätze in einer gewissen Verbindung mit einander stehen. Wenn ich also sage:

Alle Menschen sind sterblich.

Heinrich ist ein Mensch;

so könnt ihr schließen:

Also ist Heinrich auch sterblich.

Oder:

Jeder runde Körper wirft einen runden Schatten.

Unsere Erde wirft einen runden Schatten.

Folglich ist die Erde rund.

Oder:

Wilhelm ist so groß, wie Matthias.

Matthias ist so groß, wie Fritz.

Also ist Fritz so groß, wie Wilhelm.

Also sind sie alle drei gleich groß.

Wie nennt man denn nun das Vermögen unserer Seele, zu schließen? — Dieses Vermögen, Kinder, heißt die Vernunft.

Wenn wir einen Schluß machen sollen, so müssen wir vorher Urtheile haben. Urtheilen können wir nicht, ohne Begriffe und Anschauungen zu besitzen. Vernunft setzt also Verstand, und dieser, wie ihr ja schon wißt, Sinnlichkeit voraus. Ihr werdet nun verstehen, was das heißt, wenn man sagt, Vernunft ist das höchste und letzte Vermögen des Menschen. Zuerst wird also in einem Menschen die Sinnlichkeit rege, dann äußert sich der Verstand, und nach diesem erwacht erst die Vernunft. Zuerst

handeln die Menschen also sinnlich, dann verständig, und so vernünftig, wohin aber viele Menschen nie gelangen. Kinder haben nur wenige oder keine Vernunft, höchstens Verstand; sie müssen daher nicht alles besser wissen wollen, als Erwachsene, sondern sich von diesen leiten lassen.

Anmerkung. Das Wort Vernunft hat noch eine andere Bedeutung, als in der es hier vorkommt. Jeder wird das gleich merken, wenn er sich nur an folgende Ausdrücke erinnert: die Vernunft schreibt uns vor, was wir thun und lassen sollen — die Vernunft befiehlt uns, gerecht zu seyn — die Vernunft gebeut, stets die Wahrheit zu reden — die Vernunft lehrt uns, was Recht und Unrecht ist. — Oder auch an die abgeleiteten: die unschuldigen Freuden anderer zu mehren, ist vernünftig — es ist unvernünftig, Thiere hart und grausam zu behandeln, oder ein Geschöpf zu quälen u. s. w. Hier heißt Vernunft so viel als Gesetzgeberin, das Vermögen unse-

rer Seele, das uns unsere Pflichten vorschreibt. Da ist sie sehr oft unsern sinnlichen Begierden entgegen, und wir müssen um ihrentwillen manches unterlassen, was wir thun würden, wenn wir keine Vernunft hätten. Der Hund nimmt z. B. das Stück Fleisch weg, es mag für ihn dahin gelegt worden seyn, oder nicht; denn er hat keine Vernunft. Du gehst an einen schönen Obstgarten vorbei, die rothwangichten Aepfel lachen dich an, du hättest so gerne einige von ihnen. Der Zaun ist nur niedrig, kein Mensch ist in der Nähe. Deine Sinnlichkeit ruft dir zu: steige hinüber, und hole dir einige Aepfel! aber in demselben Augenblicke sagt auch etwas in dir: Thue das nicht, es ist unrecht! Die Früchte gehören dir nicht zu, und was dir nicht gehört, das darfst du nicht nehmen. Dies ist die Vernunft. Sie verlangt gerade das Entgegengesetzte von dir, als was deine Begierde fordert. Wenn du ihr folgst, so handelst du recht, im andern Falle unrecht.

Einbildungskraft.

Lehrer. Vor nicht gar langer Zeit hattet ihr euer Schulfest, könnt ihr euch dessen noch erinnern?

Alle. O ja, sehr gut.

Einige. Ach, da war es einmal schön!

Lehrer. So könnt ihr mir wohl erzählen, was ihr damals gemacht habt?

Ein Schüler. Ja, wir spielten.

Lehrer. Was spieltet ihr denn?

Ein Anderer. Wir tanzten.

Ein Dritter. Und stachen nach der Zitrone.

Ein Vierter. Und schlugen mit verbundenen Augen nach dem Topfe.

Ein Fünfter. Ja, und als ich den Topf traf und entzwei schlug, da freute ich mich, und die andern alle machten ein lautes Geschrei.

Der Dritte. Und als ich die Zitrone traf, und auf meinem Spieße hatte und davon lief — keiner hatte sie noch getroffen — das war ein Fest!

Ein Sechster. Und in die Wette liefen wir auch.

Der Vierte. Ja, und als Heinrich der Erste seyn wollte und darüber nicht vor seine Füße sah und fiel, und die Beine in die Höhe streckte, und ich doch vor ihm kam, das gab einmal ein Gelächter.

Jakob. Ich kam zuerst ans Ziel und erhielt eine grüne, gestreifte Weste.

Wilhelm. Und dann folgte ich und erhielt ein schönes buntes Schnupftuch mit rothen Kanten.

Fritz. Ja, da waren wir alle recht vergnügt. Und wißt ihr wohl noch, was der Fritz für eine große Blumenkrone auf seinem Kopfe hatte! Sie war beinahe eben so groß, wie sein Kopf selbst!

Lehrer. Ich sehe nicht nur, daß euch dieses Fest viel Vergnügen gemacht hat, sondern auch, daß ihr es euch noch ietzt recht gut vorstellen könnt.

Ein Schüler. O, das werde ich nach vielen Jahren noch können.

Ein Anderer. Mir ist, als wäre es eben ietzt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lehrer. Ich glaube es wohl, mir ist es eben so. Ich sehe noch sehr gut die Stange, mit der Zitrone darauf, und wie so viele von euch vorbeistachen, und wie andere mit verbundenen Augen nach dem Topfe, ihren großen Stab in der Hand, hintappten, und wie ihr so ranntet und der Heinrich den Burzelbaum machte ꝛc. das alles, sage ich, seh ich noch so recht deutlich, und doch geschieht es iezt nicht. Und eben so lebendig kann ich mir den guten Vater der Festes, der euch dieß Vergnügen zubereitete, vorstellen, und wie er am Ende der Bahn stand und mit Vergnügen nach den Laufenden blickte und sie auffieng. Und doch ist er nicht bei uns. Da hätten wir also wieder ein Vermögen unserer Seele kennen gelernt. Welches nemlich?

Schüler. Das Vermögen, Vorstellungen, deren Gegenstände nicht mehr gegenwärtig sind, wieder hervorzubringen, oder gleichsam nachzumachen und zu wiederholen.

Lehrer. Richtig. Und dieses Vermögen unserer Seele heißt? —

Schüler. —

Lehrer. Denk nur daran, daß deine Seele sich ein Bild von dem abwesenden Gegenstande macht.

Schüler. Da wird dieß wohl die Einbildungskraft seyn.

Lehrer. Ganz recht. Einbildungskraft, oder wie man auch oft sagt: Phantasie.

Ich will euch noch ein Beispiel von den Vorstellungen der Einbildungskraft anführen. Schon länger als zwanzig Jahre bin ich aus dem Hause, in welchem ich geboren und erzogen worden bin, und doch kann ich mir dasselbe so deutlich einbilden, als stände es wirklich vor mir. Noch weiß ich sehr gut, wie groß und wie klein, und wie es ausgemahlt war. — Ich sehe die Einrichtung des Zimmers — hier stand der Tisch, da ein kleiner Koffer, hier ein Lehnstuhl, da war der Ofen und hier der Spiegel. Dort war an der Wand ein großer Kalender, hier hatte ich die Päbste in einer Reihe hängen. Die Rosenbüsche waren so hoch herauf geschossen und verschatteten das Fenster und wuchsen zuweilen hinein. Ich sehe die Magd im Zimmer etwas verrichten, eine Schwalbe, die zum Fenster herein kam, und eine

Fliege, die sich während der Lection auf meine Hand setzte. — Wer von euch könnte sich nicht so die Wohnung seiner Aeltern und die ganze Einrichtung derselben vorstellen, und ihr seyd doch iezt hier in der Schule. Seht, das thut die Einbildungskraft. —

Durch welchen Sinn haben wir aber die Vorstellungen, von denen ich iezt sprach und die die Einbildungskraft wieder erneuern kann, erlangt? —

Schüler. Durch den Sinn des Gesichts.

Lehrer. Aber können wir nicht auch die andern sinnlichen Vorstellungen durch die Einbildungskraft wiederholen?

Schüler. Ich glaube es.

Lehrer. Ob dem so ist, das kannst du leicht an dir selbst erfahren. Sage mir einmal, bist du eher krank gewesen?

Schüler. Ja.

Lehrer. Mußtest du auch etwas einnehmen?

Schüler. Ei freilich, eine sehr bittre Mixtur.

Lehrer. Weißt du bloß, wie sie aussah?

Schüler. Ach, ich weiß auch nur gar zu gut, wie häßlich sie schmeckte. (Er macht ein sehr saures Gesicht.)

Lehrer. In diesem Augenblick ist deine Einbildungskraft thätig.

Schüler. Ja wohl, sie wiederholt mir ganz deutlich den bittern Geschmack der Arznei.

Lehrer. Aber nicht bloß Vorstellungen des Gesichts und des Geschmacks, sondern auch der andern Sinne können wir durch die Einbildungskraft wiederholen. Gebt mir Beispiele dazu.

Schüler. Als ich gestern Abend über die Straße ging, — es war schon dunkel und ich konnte niemand erkennen — da gingen an mir zwei Menschen vorbei, die ziemlich laut mit einander sprachen, und ich hörte gleich, daß der eine mein Onkel war.

Lehrer. Kannst du dir denn den Ton seiner Stimme so deutlich vorstellen, als wenn er iezt zu dir spräche?

Schüler. O, ia.

Lehrer. Da erneuert deine Einbildungskraft?

Schüler. Eine Vorstellung des Gehörs.

Ein Anderer. Als ich einmal einen holen Zahn hatte, der mich so gewaltig schmerzte, und nachher heraus gezogen ward, was mir noch weher that — den Schmerz kann ich mir noch recht gut wiederholen. —

Ein Dritter. Ich kniff gestern meinen Finger zwischen der Thür, das that einmal weh und ich fühle es noch!

Lehrer. Aber sagt mir einmal, könnt ihr auch die Vorstellung von dem Geruche der Rose wiederholen?

(Einige Schüler sagen ia, andere nein.)

Eure, sich widersprechende, Antworten hatte ich erwartet, denn einige Menschen sind dazu im Stande, andere nicht. Ich kann mir den Geruch der Rose und überhaupt die Empfindungen des Geruchs nicht mit der Einbildungskraft wiederholen. Welche Vorstellungen aber bildet die Einbildungskraft wohl am leichtesten, deutlichsten und genauesten nach?

Schüler. Die Vorstellungen des Gesichts.

Lehrer. Das kann ieder bei sich selbst erfahren. — Wir sind aber durch unsre Einbildungskraft nicht im Stande, uns etwas

vorzustellen, was wir nicht vorher sinnlich wahrgenommen haben. Alle Vorstellungen der Einbildungskraft setzen also sinnliche Vorstellungen voraus. Aber diese können wir auf mancherlei Art zusammensetzen. Ihr alle habt Pferde, Vögel und Bäume gesehen. Daraus wollen wir nun einmal mit unserer Einbildung ein neues Thier zusammensetzen. Nehmt den Rumpf eines Pferdes, habt ihr das gethan?

Schüler. Ja.

Lehrer. Setzt ihm den Kopf eines Ochsen auf, und zwischen den Hörnern laßt einen Kirschenbaum hervorwachsen, voll von reifen Früchten, mit einem Vogelnest mitten darin. (Einige Schüler lachen, andere rufen: O ja!) Seyd ihr fertig?

Schüler. Ja!

Lehrer. An die Hüfte setzt ihm ein Paar Adlersflügel, und statt des Schweifes gebt ihm einen Löwenschwanz: so habt ihr ein ganz neues Geschöpf eurer Einbildungskraft.

(Johannes sagt, er wolle ein solches Pferd zeichnen.)

Aber wo gibt es solche Pferde?

Schüler. Nirgends, als in unserm Kopfe.

Lehrer. Da würdest du also lange suchen müssen, wenn du ein solches Thier ausser dir anzutreffen glaubtest. Und wirklich machen es doch manche Menschen so. Ihre thätige Einbildungskraft erschafft allerhand Gestalten, die natürlich nirgends existiren, vor denen sie aber nachher in Angst und Schrecken gerathen. Sie sehen den Schatten eines alten Pfahls und machen ein Gespenst daraus — feurige Lufterscheinungen werden ihnen zu Hexen und bösen Geistern. So entstanden Alp und Kobold, und diesen ähnliche Wesen. Am Tage lassen diese Geschöpfe sich nicht sehen, sondern sie treiben nur ihre Wirthschaft in der Nacht. Der Grund davon liegt sehr nahe. Kann ihn Jemand von euch mir angeben?

Ein Schüler. Weil in der Nacht, wo alles ruhig und still ist, die Einbildungskraft reger ist, als am Tage.

Lehrer. Ganz recht. Sinnliche Eindrücke von außen, das Licht, das Geräusch des Tages, stören die Wirksamkeit der Einbildungskraft und unterbrechen sie in ihrer Thätigkeit; dagegen Stille, Einsamkeit, Dunkelheit so recht die Elemente sind, in denen sie mit der größten

Thätigkeit arbeitet. — Daher denn auch die Lebhaftigkeit unserer Träume und die Täuschung, daß wir während derselben unsre bloßen Vorstellungen für wirkliche Gegenstände ansehen. Da aber die Träume bloß durch die Phantasie hervorgebracht werden, welche Meinung darf man daher von ihnen nicht hegen?

Schüler. Als sollten sie uns vorher verkündigen, was uns künftig widerfahren wird.

Lehrer. Es freut mich, daß du die Ungereimtheit dieses Glaubens einsiehst, an dem noch manche Menschen hängen. Träume, sagen sie, kommen von Gott, und wenn wir sie nur recht auszulegen verständen, so würden wir zu unserm Erstaunen sehen, wie sie uns unser künftiges Leben, gleich wie in einem Spiegel, vorhalten. Dies ist beinahe eben so, als wenn einer des Abends in die Wolken guckte, aus ihnen allerhand Figuren und Begebenheiten zusammensetzte — wie man denn dies leicht kann; — sich z. B. daraus einen goldnen Thron bildete, einen Fürsten mit Kron und Scepter drauf setzte, und dann steif und fest behauptete, er würde noch einmal König werden! Der Thor, weiß er denn nicht, daß er nur das Bild in die Wol-

ken hineintrug, und daß er sich aus demselben eben so leicht einen Sklaven in Ketten hätte machen können, und daß er in kommender Nacht gerade das Entgegengesetzte von dem in dieser Nacht träumt! — Lasset also nie eure Einbilbildung allein herrschen, sondern zieht stets euren Verstand mit zu Rathe, und hört auf das, was der sagt.

Das werdet ihr vielleicht schon bemerkt haben, daß die Einbildungskraft bei verschiedenen Menschen sehr verschieden ist. Bei dem einen ist sie viel lebhafter, schneller, reitzbarer und feuriger: bei dem andern aber träger, stumpfer und kälter. Manche Menschen haben sie gar nicht in ihrer Gewalt, bei denen ist sie, sagt man, zügellos, und diese sind zu bedauern. Darum muß man schon früh anfangen, sie beherrschen zu lernen, und nicht jedem Bilde gleich nachhängen. Beim Vortrage z. B. wird euch zu dem, was ich sage, oft manches einfallen, und ihr hättet dann große Lust, euren Gedanken zu folgen. Da müßt ihr euch Gewalt anthun, nur auf das merken, was ich sage, und darüber nachdenken. Sonst wird die Phantasie euer Herr, anstatt daß ihr über sie herrschen solltet. Wessen Einbildungskraft zügellos ist, der ist gar

nicht im Stande, eine zusammenhängende Rede, z. B. eine Predigt, mit dem gehörigen Nutzen anzuhören. Denn gleich fällt ihm bei diesem oder jenem Worte etwas anders ein, das nicht dahin gehört; er hängt dem nach, und nun kann man sprechen, so viel man will, er vernimmt nichts davon, und ist oft in Amerika, wenn er in Europa seyn sollte.

Ich will euch kurz sagen, wie das zugeht. Die Einbildungskraft hat das Eigene, daß sie

1) Aehnliche Vorstellungen leicht wieder erweckt.

Ein einziges Beispiel kann dies sehr deutlich machen. Schiffer, die einst eine Reise um die Welt gemacht hatten, hatten von weitem her, aus der Südsee, von einer Insel, die Otaheiti heißt, einen kleinen Knaben mit nach Paris gebracht. So sehr man ihn in Paris auch alles zu gefallen that, was er nur wünschte, so wollte er sich anfänglich doch nicht zufrieden geben, sondern sehnte sich immer wieder in sein Vaterland und nach seinen Aeltern und Gespielen zurück. Endlich aber beruhigte er sich doch in etwas, bis er eines Tages in einem großen, schönen, mit vielen ausländischen Pflanzen besetzten Gar-

ten spatzieren gieng, wo er einen Baum antraf, den man aus seinem Vaterlande mitgenommen hatte. Auf einmal erwachten in seiner Seele alle Vorstellungen von seinem Vaterlande, die Einbildungskraft mahlt ihm all das Schöne desselben vor, er stürzt auf den Baum zu, und ruft: O, das ist Otaheiti! das ist Otaheiti!

2) Die Vorstellung von der Ursache mit der von der Wirkung, und die Vorstellung von der Wirkung mit der von der Ursache leicht verbindet.

Wer z. B. den Krieg mit allen seinen Schrecknissen so recht in der Nähe gesehen hat, kann dieses Wort nicht aussprechen, ohne zusammen zu schaudern, und hört er denn, hier oder dort ist ein Krieg ausgebrochen, so mahlt ihm seine Einbildungskraft sogleich all das Elend der verwüsteten und verheerten Saaten und verbrannten Dörfer, all den Jammer blutiger Schlachtfelder, wo hier einer liegt, dem ein Arm, dort einer, dem ein Bein abgeschossen ist — da einer, dem beide fehlen — hier einer, der zertreten, dort ein anderer, der unter einem Haufen Todter, Verstümmelter liegt, und vergebens zu sterben

wünscht — und wie der Kanonendonner, das Schwerdtergeklirr, das Wirbeln der Trommeln, das Wehgeschrei und Sterbgewinsel der Gefallenen schrecklich die Luft anfüllen, und zum Himmel aufsteigen. —

So erinnert uns ein Gemälde an den, den es vorstellt. — Die Weintraube über der Kellerthüre an den Wein u. s. w.

3) Vorstellungen, die wir zu einer und derselben Zeit hatten, gegenseitig erneuert.

So wirst du z. B., wenn du das Bild ansiehst, das dein Freund dir zum Geburtstage schenkte, sogleich auch an die andern Geschenke, und an die Freunde, die an diesem Tage bei dir waren, und an die Spiele, die ihr vornahmt, und an all die andern Vergnügungen, die du an diesem Tage genossen hast, denken.

Und nun die Frage: Ist es gut, daß uns der liebe Gott die Einbildungskraft gab? Was meint ihr?

Schüler. Ich glaube, daß es gut ist.

Lehrer. Warum?

Schüler. Ja, wenn die Menschen keine Einbildungskraft hätten, so würden sie z. B. kein Haus bauen können.

Lehrer. Wie meinst du das? Haben sie ia doch Hände und Füße, Augen und Ohren. Gebraucht man sonst noch etwas, um ein Haus zu bauen?

Schüler. Ja! Man muß sich vorher denken, wie das Haus eingerichtet, wo und wie die Stuben, und die Küche und all das seyn soll, und das kann man nicht ohne Einbildungskraft. —

Lehrer. Ganz recht. Ueberhaupt würde ohne Einbildungskraft keine schöne Kunst ausgeübt, und so manche nützliche Erfindung nicht gemacht worden seyn. Ihr würdet ohne sie meinen Unterricht nur halb verstehen. Und dann, wie viele Freuden gewährt sie uns nicht. Der Knabe und der Jüngling mahlt sich durch sie sein künftiges Leben aufs schönste aus, und durch ihre Hülfe lebt der Greis seine Kinderiahre noch einmal in der Erinnerung.

Gedächtniß.

Lehrer. Wir kommen nun zu einer neuen Kraft unserer Seele, die mit der Einbildungskraft nah verwandt, aber doch von ihr verschieden ist. Ich meine wohl? —

Schüler. Das Gedächtniß.

Lehrer. Recht. Es kann niemanden von euch ganz unbekannt seyn, was man für ein Vermögen unserer Seele darunter versteht. Euch sind gewiß die Redensarten nicht unbekannt: Etwas im Gedächtniß behalten — im Gedächtniß aufbewahren. Neulich sagte Heinrich noch, als ich ihm ein Gewerbe auftrug, und ihn bat, es nicht zu vergessen: O, ich habe ein gutes Gedächtniß. — Ich frage also gleich, was ist das Gedächtniß?

Schüler. Das Gedächtniß ist das Vermögen unserer Seele, etwas zu behalten.

Lehrer. Die Antwort ist gar nicht falsch. Es muß nur noch näher bestimmt werden, was denn das etwas ist, das wir mit dem Gedächtniß behalten.

Schüler. Das, was wir hören und lernen.

Lehrer. Gut. Die Einbildungskraft, das wißt ihr, hat es bloß mit sinnlichen und anschaulichen Vorstellungen und Bildern zu thun, das Gedächtniß aber kann Vorstellungen aller Art, Urtheile und Schlüsse, gleichsam aufbewahren, und wann wir wollen, wieder hergeben. So habt ihr vor einiger Zeit das schöne Lied gelernt: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! Könnt ihr es noch?

Mehrere Schüler zugleich. O ja!

Lehrer. Ich will doch einen Versuch machen. August, sag es uns einmal laut vor. (August versucht es, und es geht im Ganzen recht gut.)

Nun sage mir einmal: daß du das Lied jetzt noch weißt und hersagen kannst, kommt das daher, weil du Verstand hast?

Schüler. Nein.

Lehrer. Oder Vernunft?

Schüler. Nein.

Lehrer. Oder Einbildungskraft?

Schüler. Auch nicht.

Lehrer. Sondern?

Schüler. Weil ich ein Gedächtniß habe.

Leh-

Lehrer. Gut. In dem Gedächtniß hast du diese Vorstellungen, und in der Ordnung, bis jetzt aufbewahrt. Wer weiß aber, wie man die Handlung unserer Seele nennt, da sie eine gehabte Vorstellung wieder aus dem Gedächtnisse hervorruft?

Schüler. Erinnerung.

Lehrer. Und das Vermögen, oder die Fähigkeit dazu?

Schüler. Erinnerungskraft.

Lehrer. So mußtet ihr euch des Liedes erinnern, so erinnert ihr euch des Ein mal Eins beim Rechnen, so meines Gebots, stille zu seyn, sobald ihr in die Schule tretet ꝛc.

Es ist sonderbar mit unserm Gedächtniße. Bisweilen kommen uns ehemalige Vorstellungen wieder, ohne daß wir uns im mindesten darum anstrengen dürfen; wir sagen dann: es falle uns etwas ein. Allein sehr oft ist es auch umgekehrt, wir können es nur mit vieler Müh dahin bringen (oft gar nicht), gehabte Vorstellungen wieder zu erneuern. Wir wollen gleich eine kleine Probe machen. Sagt mir einmal, wer hat Amerika entdeckt?

Schüler. Christoph Columbus.

Lehrer. Wann?

Schüler. (Nach einigem Schweigen) 1492.

Lehrer. Nun das ging, obgleich die Zahl nicht so leicht folgte, als der Name. Noch ein Beispiel. Wer brachte zuerst die Kartoffeln nach Europa?

Schüler. — (Sie schweigen — einige sagen: nur still, ich hab es gewußt, ich kann nur nicht gleich darauf kommen. Endlich sagt einer:) Franz Drake.

Lehrer. Seht ihr wohl, da mußtet ihr euch anstrengen, und doch wollt es den meisten von euch nicht gelingen. Wißt ihr nun wohl, wie man diese Thätigkeit unserer Seele nennt, die oft das Erinnern erfordert?

Schüler. Die heißt das Besinnen.

Lehrer. Und wie sagt man, wenn es damit nicht gelingen will?

Ein Schüler. Ich kann mich nicht darauf besinnen.

Ein Anderer. Ich kann nicht darauf kommen, oder: es will mir nicht beifallen.

Lehrer. Gut. Das werdet ihr nun auch gewiß schon bemerkt haben, daß das Gedächt-

niß bei allen Menschen nicht gleich stark oder gleich vollkommen ist. Einige können sehr leicht etwas fassen und behalten, vergessen es aber gern bald wieder, andern wird das Behalten äußerst schwer, was sie aber einmal wissen, das vergessen sie dann oft in ihrem ganzen Leben nicht wieder.

Ein Schüler. Das habe ich recht erfahren, als wir das Ein mal Eins lernen mußten. Ich wußte es kaum halb, da konnte mein Bruder es schon ganz, und jetzt weiß ich es besser, wie er.

Lehrer. Das ist ein recht gutes Beispiel zu dem, was ich sagte.

Ein anderer Schüler. Ich möchte doch lieber ein solches Gedächtniß, das, wenn es auch etwas schwer faßt, lange behält, als wenn es leicht faßt und bald wieder vergißt.

Lehrer. Da bin ich auch deiner Meinung. Nur muß dann eins nicht unterlassen werden, sonst wird man ein Dummkopf bleiben. Ich meine?

Schüler. Ja, man muß freilich fleißig seyn und keine Anstrengung scheuen.

Lehrer. Wenn das der Fall ist, so wirst du mit einem solchen Gedächtnisse am besten fahren. Noch besser ist es aber doch, wenn beides vereinigt ist, wenn man schnell faßt und lange und richtig behält.

Man hat auch verschiedene Mittel, um das Behalten zu erleichtern und das Gedächtniß zu üben. Das eine rathe ich euch bei dem Auswendiglernen auch immer an. Welches?

Schüler. Wir sollen auch zugleich unsern Verstand gebrauchen und das zu verstehen suchen, was wir lernen.

Lehrer. Ganz richtig. Und hast du nicht immer gefunden (abgerechnet, daß dir sonst das Lernen gar nichts helfen würde), daß es alsdann viel besser geht?

Schüler. Ja wohl.

Lehrer. So werdet ihr euch eines Raths erinnern, den ich euch damals gab, als wir vom Verstande sprachen: ihr solltet euch fleißig im Denken üben, um gut denken zu lernen. Dasselbe gilt vom Gedächtniß. Wollt ihr ein starkes Gedächtniß erhalten, übet euch fleißig im Behalten. In euren Jahren wird dies

besonders leicht. Nehmt oft auch bloße Zahlen, allerhand Namen u. s. w., davon wird euer Gedächtniß besonders stark werden. Was ihr aber hört, treibt und lernt, das thut mit der größten Aufmerksamkeit. Dies wird euch das Behalten sehr erleichtern. Wiederholt ferner fleißig das schon Behaltene, um es dem Gedächtniß desto fester einzuprägen. — Dadurch werdet ihr diese, dem Menschen in so vieler Hinsicht so unentbehrliche Kraft der Seele, zu einer großen Vollkommenheit bringen. —

Diese verschiedenen Kräfte unserer Seele, lieben Kinder, die wir nun nach und nach kennen gelernt haben (das sinnliche Vorstellungsvermögen, den Verstand, die Urtheilskraft, die Vernunft, die Einbildungskraft, das Gedächtniß), heißen Erkenntnißkräfte, weil wir durch sie unsre Kenntnisse entweder vermehren oder aufbewahren und wieder hervorrufen; mit einem gemeinsamen Namen Erkenntnißvermögen. Aber unsere Seele hat noch andere Anlagen. Wir haben auch ein

Gefühlsvermögen.

Was Gefühle sind, läßt sich hier nicht wohl erklären, ihr werdet es schon wissen, oder aus dem folgenden gleich kennen lernen. Wir sehen bei den Gefühlen gar nicht auf den Gegenstand, sondern bloß auf den Eindruck, den solcher auf uns macht, und werden uns nur unsers eigenen Zustandes, mehr oder weniger deutlich, bewußt.

Alle Gefühle sind entweder angenehm oder unangenehm; wir haben sie entweder gern oder wünschen sie fort, oder sie sind ein Gemisch von beiden. Zu den letztern gehört z. B. das Gefühl des Kitzels.

Obgleich nun alle Gefühle (die man oft auch mit dem Namen Empfindungen belegt—) eigentlich ihren Sitz in der Seele haben (ein todter Körper fühlt eben so wenig, als er sich etwas vorstellt): so theilen wir sie doch in körperliche und geistige Gefühle.

Die körperlichen Gefühle entspringen zunächst aus den verschiedenen Zuständen und Veränderungen des Körpers. Zu diesen gehört zunächst das allgemeine Gefühl des körperlichen Befindens, welches nun, wenn

unser Körper gesund ist, Wohlbehagen, im Gegentheil Mißbehagen erweckt. Oft ist das Gefühl auch nur an äußere Theile unsers Körpers gebunden, z. B. Kopfschmerz, Zahnschmerz u. s. w. dasselbe gilt vom Hunger und vom Durst. Auch der Eckel ist ein körperliches Gefühl.

Die geistigen Gefühle entspringen aus Erkenntniß. So macht z. B. das Bewußtseyn unserer Vorzüge uns fröhlich; das Bewußtseyn unserer Mängel aber traurig.

Die vornehmsten angenehmen geistigen Gefühle sind: Zufriedenheit, Freude, Hofnung, Verwunderung, Erstaunen, Mitfreude (Schadenfreude) ꝛc.

Die vornehmsten unangenehmen geistigen Gefühle (die man überhaupt mit dem Namen Traurigkeit belegt) sind: Betrübniß, Kummer, Gram, Niedergeschlagenheit, Schwermuth, Besorgniß, Furcht, Angst, Grausen, Schreck, Entsetzen, Unwillen, Verdruß, Aerger, Schaam, Mitleid, Wehmuth.

Erlangen diese Gefühle bei dem Menschen einen solchen Grad der Stärke — wie das oft

der Fall ist — so, daß er darüber seine ruhige Besonnenheit verliert (wie z. B. im Zorn): so belegt man sie mit dem Namen Leidenschaften oder Affekten. Man muß sich ja in Acht nehmen, daß die Leidenschaften nicht zu viel Gewalt über uns bekommen, und sich früh beherrschen lernen. Denn fast alle Handlungen, die im Affekt unternommen werden, bereut man hernach. Ja, man hat Beispiele, daß Menschen vor Freude, wie vor Angst und Schrecken, plötzlich gestorben sind, und viele, daß sie sich durch Gram, Kummer ꝛc. allmählig ganz abgezehrt haben. Damit soll aber gar nicht gesagt werden, daß man bei allen Dingen gleichgültig seyn, sondern nur, daß man sich mäßigen und die ruhige Vernunft herrschen lassen soll.

Die Gewohnheit hat einen starken Einfluß auf unsere Gefühle, und macht uns oft die Freude gleichgültig und lehrt uns den Schmerz ertragen. Beispiele dazu gibt es in Menge.

Noch gibt es einige besondere geistige Gefühle, mit denen ich euch kurz bekannt machen muß. Dieses sind die Gefühle für das Schö-

ne und Häßliche, und für Recht und Unrecht. Alles Schöne gefällt uns, und alles Häßliche erregt in uns unangenehme Gefühle. Wir freuen uns über eine schöne Gegend, eine schöne Musik, ein schönes Gemälde, nicht, weil sie uns körperliche Lust gewähren, wie der Genuß wohlschmeckender Speisen, oder weil sie uns Nutzen bringen, oder weil die Vorstellung von ihnen uns Achtung abnöthiget, wie die Tugend, sondern bloß, weil sie schön sind.

Seht, ich habe hier die Abbildungen von zweien Menschen, welcher gefällt euch am besten?

Schüler. Der da zur rechten Hand.

Lehrer. Warum der?

Schüler. Ja, weil er so schön ist.

Lehrer. Der andere ist doch viel bunter gekleidet — rother Rock, gelbe Weste, grüne Hosen, blaue Strümpfe!

Schüler. Ja, das eben mag ich nicht leiden, und dann hat er auch ja einen so großen Kopf und so dicke Beine.

Lehrer. Mir geht es eben so. So heißt dein Gefühl fürs Schöne dich sprechen. Wenn

ich dir aber sagte, daß der da mit den dicken Beinen ein sehr rechtschaffener Mann, und die andere schlanke Gestalt die Abbildung von einem Bösewicht ist, würdest du auch dann noch so sprechen.

Schüler. Freilich gefällt er mir nun nicht mehr so sehr, und ich möchte nicht mit ihm umgehen. Aber schöner von Körper ist er doch immer.

Lehrer. Ganz recht. Wie ich schon vorhin sagte, bei der Beurtheilung des Schönen kommt es gar nicht darauf an, ob der Gegenstand Achtung verdient. Wir sehen dann bloß auf die Form, den Umriß, die Figur.

Hier hab' ich zwei andere Abbildungen, einen Elephanten und ein Pferd. Welches von beiden ist das schönste?

Schüler. Das Pferd. Der Elephant ist viel zu plump.

Lehrer. Hier hab' ich noch zwei Bilder, beide stellen eine Landschaft vor. Welche ist die schönste?

Schüler. Die da linker Hand.

Lehrer. Warum?

Schüler. Ja, die andere ist so grob, und da sind die Farben so hinauf geklext. Bei dieser ist aber alles fein und es kommt mir gerade so vor, als wenn ich im Freien und mitten darin wäre.

Lehrer. Ich hörte neulich des Abends einige von euch das Lied auf der Gasse singen: "Es ritten drei Bursche zum Thore hinaus„ — ich will euch ein anderes Lied vorlesen, und ihr sollt mir dann sagen, welches euch am besten gefällt. (Der Lehrer las ihnen hier Jacobi's Lied: "Willst du frei und lustig gehn,„ vor) Nun?

Schüler. Das letzte.

Lehrer. Es freut mich, daß ihr das wirklich schöner findet; denn es ist es auch wirklich. Ich werde, wenn ihr fleißig und folgsam seyd, es euch auch singen lehren.

Schüler. O, das ist herrlich!

Lehrer. Aber dann müßt ihr auch nicht so schreien, wie die da neulich des Abends. Auch beim Singen gibt es etwas Schönes, das uns sehr gefällt, (auch selbst, wenn wir die Worte nicht verstehen.) Sollen wir das aber fühlen, dann muß der Gesang sanft und

rein und richtig und in dem gehörigen Takte gesungen werden.

Nun noch ein Beispiel. Ihr kennt ja alle den Tischler Lindenholm und auch den Zinngießer Weiser. Die meisten von euch sind auch in beider Wohnungen gewesen. Sagt mir, in welcher gefällt es euch am besten?

Schüler. Bei dem Tischler Lindenholm; denn da ist alles so reinlich und ordentlich, und alles so nett gemacht und schön. Aber, da bei Weisern, da ist es so unreinlich und es ist so dunkel in der Stube.

Ein Anderer. Ja, und da steht ein kleiner Tisch, der hat so große, dicke Füsse, fast wie mein Leib, das paßt doch gar nicht.

Ein Anderer. Und um den Spiegel sitzt noch der ganze Kasten, das vorderste Brett ist nur weggezogen.

Ein Anderer. Und in der kleinen Stube steht ein so großer, steinerner Ofen, das schickt sich doch auch nicht.

Ein Anderer. Ja, und auf dem Ofen steht ein Mann von Gyps, der hat einen eben so großen Kopf, als Rumpf, und Beine hat

er fast gar nicht. Das ist doch eine recht häßliche Figur! Und er soll da ordentlich als Zierrath stehen!

Lehrer. Diese eure Urtheile, Kinder, gefallen mir; sie zeigen, daß das Gefühl für das Schöne nicht ganz in eurer Seele unterdrückt ist. Sucht das ja immer sorgfältig zu erhalten. Seyd also vor allen Dingen immer sehr reinlich, tragt eure Kleider ordentlich an eurem Körper, seyd überhaupt wahr, einfach und natürlich. Das ist für euch die wahre Schönheit. —

Das Vermögen unserer Seele nun, bei dem Schönen Freude und bei dem Häßlichen Mißbehagen zu fühlen, und beides leicht und richtig von einander unterscheiden zu können, heißt Geschmack. Daß darunter also etwas anders verstanden wird, als die Fähigkeit, die Speisen schmecken zu können, versteht sich wohl von selbst. Dieses ist der körperliche und jenes der geistige Geschmack. —

Einige Menschen aber haben keinen Geschmack, und manche finden sogar Gefallen an dem Plumpen, Häßlichen, bloß Bunten, Verzerrten und Groben. Das ist nicht gut.

Die andere Art von Gefühlen, mit denen ich euch bekannt machen wollte, ist das Gefühl für Recht und Unrecht. Man nennt es auch das moralische oder sittliche Gefühl. Wenn wir einen braven, wackern Mann sehen und wie redlich er seine Pflicht erfüllt, so schwer es ihm auch oft wird; so entsteht ein sehr angenehmes Gefühl in uns. Hören wir im Gegentheil von einem Bösewicht, wie schlecht, boshaft und niederträchtig er handelt — und wenn das uns auch weiter nichts angeht — so entsteht doch darüber in unserer Seele ein starker Unwille. Beides ist das sittliche Gefühl. Doch, eine kurze Geschichte, die ich euch vorlesen will, wird dies recht zu eurem Bewußtseyn bringen.

Amynt, der sich in großer Noth befand,
Und wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschliessen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Bitten ein.

Sogleich auf's erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn,
Und zweimal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn (denn dafür war er ein reicher Mann)
Bei ieder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fieng er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs pro Cent zehn Thaler vorzuschießen.
Und dies pro Cent zog er gleich ab.
Indem daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weil's ihm an Gelde fehlte,
Er möchte doch so gütig seyn,
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
"Ihr kriegt ietzt nichts,„ fuhr ihn der Schuldner an.
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholtenmalen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,

Fuhr endlich auf: " Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!,,
"Ein Schelm? Das wäre mir nicht lieb.
„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort hats gehört.„ Und eilends ging der Mann.

„Amynt, fieng drauf der Wuchrer an,
„Wenn sie Euch vor Gerichte fragen,
„So könnt Ihr mir ia zu Gefallen sagen:
„Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
„Und Euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
„Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
„Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
„Das würde mir ein ew'ger Vorwurf seyn.
„Kurz, wollet Ihr mich nicht, als Zeuge, kränken,
„So will ich Euch die zwanzig Thaler schenken,
„Dann kommt Ihr gleich aus aller Eurer Noth!"

Herr, sprach Amynt, ich habe seit zwei Tagen
Für meine Kinder nicht satt Brod.
Sie werden über Hunger klagen,
Sobald sie mich nur wieder sehn.
Es wird mir durch die Seele gehn.

Die

Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte
jagen;
Allein ich will's mit Gott ertragen.
Streicht Euer Geld, das Ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Kunst, gewissenhaft
zu seyn.

Lehrer. Nun, Kinder, wie urtheilt ihr über diese beiden Männer, von denen ich euch jetzt vorgelesen habe? Ich habe es während des Lesens an euern Gesichtern gesehen, daß in eurer Seele sich mancherlei Gefühle regten.

Schüler. O pfuy! Ich habe mich recht über den reichen Mann geärgert. Erst mußte der arme, redliche Amynt ihn so lange bitten, und dann noch die pro Cente gleich abzuziehen, das ist ja abscheulich!

Ein Anderer. Ja, und ihn noch ordentlich erst auszuschelten. Er hätte ja nur lieber gleich nein! sagen können.

Ein Anderer. Und ihn noch am Ende gar bestechen, und zu einer Lüge und zur öffentlichen falschen Aussage verleiten zu wollen: das ist doch das Allerärgste — da ward ich ihm erst recht böse.

Ein Anderer. Aber der Amynt, der war auch dagegen ein Mann! Kein Brod für seine Kinder hatte er, und doch nahm er die zwanzig Thaler nicht! Ach, ich würde auch gerne hungern, ehe mein Vater dies thun sollte. Aber gottlob! der ist doch so arm nicht.

Ein Anderer. Ja, und die Gläubiger würden ihn aus seiner Hütte jagen, und doch nahm er von dem unehrlichen reichen Mann kein Geld, weil er lügen sollte. Sie werden ihn aber gewiß nicht weggejagt haben. — Allein es muß ihm doch wohl schwer geworden seyn.

Lehrer. Ich theile dieselben Gefühle mit euch, Kinder. Die Gesinnung und Handlung des wackern Amynt gefällt uns sehr, während die des Reichen unsern Unwillen im höchsten Grade erregt. Dies thut unser Gefühl für Recht und Unrecht, ohne welches ihr, bei dem Vorlesen des Stücks, ganz kalt geblieben seyn würdet. Wißt ihr nun, wie das Gefühl des Wohlgefallens, das in unserer Seele über das Gute entsteht, genannt wird?

Schüler. Ja, das heißt Achtung.

Lehrer. Der Unwille aber, den wir bei der Vorstellung von etwas Bösem empfinden?

Schüler. Verachtung.

Lehrer. Dasselbe, was wir bei den Handlungen Anderer empfinden, trifft auch bei unsern eigenen ein; wir urtheilen über unsre Gesinnungen und Thaten eben so. Wenn wir uns nur Gutes bewußt sind, so entsteht gleichfalls in uns ein angenehmes Gefühl, das heißt: wir haben ein gutes Gewissen. Darum sagte Amynt dem Reichen auch, er soll von ihm lernen, gewissenhaft zu seyn. Mit dem Bewußtseyn aber, etwas Böses zu thun oder gethan zu haben, findet sich gleichfalls ein unangenehmes, beschämendes Gefühl ein; wir nennen es ein böses Gewissen. Sind einem seine begangenen Fehler leid, so entsteht in ihm gleichfalls ein unangenehmes Gefühl — er wünscht, sie nicht begangen zu haben, will sie in Zukunft meiden. Dies Gefühl heißt?

Schüler. Reue.

Lehrer. Leider! giebt es auch Menschen, die so roh und ungebildet sind, daß sie wenig oder gar kein Gefühl für Recht und Unrecht haben. Diese sind dann sehr zu bedauern. Gewöhnlich werden sie Bösewichter. Ich weiß, daß es euch allen sehr um euer Gutseyn und

Besserwerden zu thun ist. So nährt denn das sittliche Gefühl sorgfältig in eurem Herzen, seyd nie gleichgültig gegen Recht und Unrecht, begeht nie eine Handlung, worüber ihr zu erröthen Ursache hättet, betrachtet euer Gewissen stets als euren besten Freund und Rathgeber, und seyd immer so gesinnt, daß ihr euch nicht zu schämen braucht, wenn auch die ganze Welt euch in euer Herz sehen könnte. —

Vom Begehrungsvermögen.

Wenn irgend etwas in uns ein angenehmes Gefühl hervorbringt, so entsteht in uns ein Bestreben oder ein Verlangen darnach; wir wünschen diesen Gegenstand zu erlangen; das angenehme Gefühl noch ein Mal oder länger in uns zu erwecken. So geht es zum Beispiel dem Hungrigen, wenn er einen mit Speisen wohl besetzten Tisch erblickt. Erregt aber etwas in uns ein unangenehmes Gefühl, sind wir in einer Gefahr, halten wir irgend etwas für ein Uebel: so entsteht das entgegengesetzte Bestreben; wir suchen diesen Schmerz und die Veranlassung desselben zu entfernen. Das Erste heißt begehren (verlangen) im engern Sinn, das

Andere verabscheuen. Das Vermögen zu beiden heißt das Begehrungsvermögen.

Allen Aeußerungen der menschlichen Kräfte liegen gewisse Triebe, oder eine Art von innerer Anreitzung zu Begehrungen, zum Grunde. Einige derselben sind uns angeboren. Diese nennt man Instinkte. Die Instinkte nöthigen uns zu gewissen Handlungen, ohne daß wir uns den Zweck derselben deutlich vorstellen. Thiere werden besonders durch Instinkte getrieben (weil sie keinen Verstand haben). So sucht die kaum aus dem Ei gekrochene Ente das Wasser; so die Biene den Honig; so brütet der Vogel in seinem Neste; so liebt die Löwin ihre Jungen; so verläßt uns aus Instinkt der Storch im Herbste, und kehrt im Frühling wieder; so baut die Hausschwalbe mit vieler Mühe sich ihr Nest unter dem Dache; so führt der Biber sich eine sehr künstliche Wohnung auf (obgleich man bei dem letztern und bei einigen andern Thieren, z. B. der Spinne, diesen Instinkt Kunsttrieb nennt. Warum wohl?). Auf ähnliche Art geht es dem Menschen. Das junge Kind verlangt zu saugen, ohne daß es weiß, was es verlangt oder daß es vorher gesogen hatte. Zu seiner Lebens-

erhaltung ist es ihm nothwendig. Wir haben also den Instinkt (Trieb) der Selbsterhaltung. Wer ins Wasser fällt, sucht sich sogleich heraus zu arbeiten, nicht weil er überlegt, sondern bloß auf Antrieb des Instinkts.

So haben wir ferner den Instinkt (Trieb) der Liebe. Wir fühlen uns von gewissen Gegenständen angezogen, haben eine Zuneigung zu ihnen, ohne uns bewußt zu seyn, warum. Dasselbe bemerkt man auch bei Thieren.

So auch besitzen wir den Instinkt (Trieb) der Neugierde. So wie die Thüre geht, seht ihr euch gleich, unwillkührlich, darnach um.

Von dem Instinkte der Nachahmung brauche ich euch wohl gar keine Beispiele anzuführen. Ihr werdet wissen, daß ihr, wenn ihr etwas nachmachtet, was ihr erwachsene Personen thun sahet, durchaus daran nicht dachtet, was ihr denn eigentlich wolltet. — Es giebt gewisse Thiere, die auch gern alles nachahmen. Das sind?

Schüler. Die Affen.

Lehrer. Daher belegt man auch blindes Nachahmen mit dem Namen nachäffen. Blind-

lings aber müßt ihr nie andern etwas nachahmen.

Nicht minder habt ihr einen Trieb zum freien, ungebundenen Wirken in euch. Ihr schreiet sogar im Traum laut auf, wenn ihr euch an Händen und Füssen gefesselt wähnt und euch aller eignen freien Bewegung beraubt zu seyn glaubt.

Aber der Mensch muß nicht bloß, wie das Thier, aus Instinkten handeln. Erkenntnisse müssen sein Begehren bestimmen. Sehen wir darauf, so ist das Begehren entweder auf das Angenehme oder Unangenehme, Nützliche und Schädliche, oder Gute und Böse gerichtet. Das Unangenehme, Schädliche und Böse erregt in uns das Verlangen, es zu entfernen; wir begehren es zu vermeiden oder wir verabscheuen es. Das Angenehme, Nützliche und Gute wünschen wir zu besitzen und streben darnach. Haben wir unsre Begierde nach irgend etwas befriedigt, dann hört sie entweder ganz auf, oder sie regt sich immer auf's neue wieder. Im letzten Fall nennen wir dies eine Neigung oder Abneigung. So haben alle Menschen, wenn sie dürstet, die Begierde zu trinken, der

Säufer aber die Neigung dazu. Der Faule hat eine Abneigung gegen jede Arbeit.

Wer leicht eine Neigung zu etwas faßt, von dem sagt man: Er habe dazu einen Hang. So haben alle Menschen einen Hang zum Bösen, viele zum Spiel.

Insofern wir eine Begierde zum Angenehmen oder Nützlichen haben, heißt unser Begehrungsvermögen das untere oder sinnliche, insofern unser Verlangen aber auf das Gute gerichtet ist, heißt es das obere Begehrungsvermögen oder der Wille.

Zuerst also kurz von dem untern Begehrungsvermögen.

Die vornehmsten verlangenden Begehrungen oder Begierden sind Wohlwollen, Liebe (Eigenliebe, Dankbarkeit, Vaterlandsliebe), Freundschaft, Geselligkeit, Ehrliebe oder Ehrbegierde, Ehrgeitz, Ruhmsucht, Eitelkeit, Habsucht (Geldliebe, Geldgeitz), Herrschbegierde (Herrschsucht), Eigensinn (Trotz), Zorn (Jähzorn), Rachbegierde, Großmuth, Wollust, Gefräßigkeit, Trunkliebe, Unmäßigkeit.

Alle diese Ausdrücke werden euch zum Theil schon bekannt seyn, die andern sollen euch

bei einer andern Veranlassung schon erklärt werden.

Die vornehmsten Verabscheuungen sind folgende: Haß, Feindschaft, Groll, Eckel, Trägheit, Faulheit, Eifersucht, Mißgunst, Neid, und andere mehr.

Wille.

Das untere oder innere Begehrungsvermögen richtet sich nach dem, was angenehm oder unangenehm ist; das obere aber oder das vernünftige Begehrungsvermögen nach dem, was gut und böse ist. Unsre Vernunft nemlich, die nicht bloß schließt, sondern uns auch vorschreibt, wie wir handeln sollen, und deren Gesetze oder Gebote man kurz das Sittengesetz oder das moralische Gesetz in dem Menschen nennt, befiehlt uns oft zu thun, was unserer Sinnlichkeit unangenehm, und zu unterlassen, was ihr angenehm ist. Du möchtest z. B. heute gern auf das Feld gegangen seyn, deine Vernunft aber gebot dir zur Schule zu gehen. Wenn einer dich beleidigt, so würde es dir angenehm seyn, wenn du dich rächen könntest, die Vernunft aber erlaubt dir das nicht. Ein Freund hat dir Geld anvertraut, ohne darüber eine

Handschrift von dir zu verlangen; du könntest das Geld auf die leichteste Weise unterschlagen oder den Empfang desselben abläugnen, deine Vernunft aber ruft dir zu: du sollst nicht lügen. Oder du bist in Geldverlegenheit; der Nachbar ist ein reicher Mann, das weißt du, weil er aber sehr geitzig ist, so wird er dir nichts leihen, noch weniger etwas geben. Du könntest ihm aber auf eine leichte Art etwas nehmen, ohne daß Jemand das Geringste davon merkte, dann wärest du auf einmal aus aller deiner Noth. Du thust es aber nicht, und handelst also deiner Begierde gerade entgegen: denn die Vernunft verbietet das Stehlen. Daraus siehst du nun, daß du also das Vermögen hast, deiner Begierde gerade entgegen zu handeln, und der streng gebietenden Vernunft zu folgen. Das brauchst du aber nicht nothwendig; du fühlst, daß du auch im Stande gewesen wärest, aufs Feld zu gehen; dich zu rächen; das empfangene Geld zu verläugnen; zu stehlen. Hier legt also unsere Seele ein neues Vermögen an den Tag, das ist denn der Wille. Es kommt in allen diesen Fällen darauf an, was du willst und nicht willst. Du kannst der Vernunft folgen, und auch der sinnlichen Begierde, kannst das

Gute aber auch das Böse thun; es kommt nur darauf an, wofür du dich bestimmst. Dein Wille ist also frei. Das drückt man kurz so aus: der Mensch hat seinen freien Willen. Zur noch größern Verständlichkeit will ich euch nur an den armen Amynt, an seine Noth, an den Hunger seiner Kinder, und daß die Schuldner ihn aus der Hütte jagen wollten, erinnern, und ihr werdet dies ganz begreifen. Durch eine falsche Aussage hätte er alle seine Leiden entfernen können; aber das wäre Unrecht gewesen: er wollte es nicht.

Freier Wille fehlt den Thieren. Sie sind thätig, bloß auf Antrieb der Instinkte oder ihrer Begierden. Der Mensch allein ist fähig, sich ganz frei und durch sich selbst zu etetwas zu entschließen, und dadurch weit über alle Geschöpfe des Erdbodens erhoben. Vernunft und freier Wille machen den Menschen erst zum Menschen, ohne sie würde er nicht viel mehr seyn, als jedes andere Geschöpf, das in den Wäldern herum läuft, und sich von Kräutern und Wurzeln nährt.

Jeder von euch wird es fühlen, daß man ihn, um ein Bekenntniß von ihm heraus zu

bringen, aufs fürchterlichste peinigen, ihn mit glühenden Zangen nach und nach alle Glieder von seinem Körper reißen kann, ohne daß er sagen muß, was sie wissen wollen; tödten können sie ihn, aber seinen Willen nicht beugen. — Wohl dem Menschen, dessen Wille so standhaft auf das Gute gerichtet ist!

Alles nun, was von dem freien Willen oder von der Freiheit des Menschen abhängt, heißt moralisch oder sittlich. Die schlechten Handlungen heißen unsittlich oder unmoralisch. Das, was die Vernunft geboten hat, heißt Pflicht, und der kann ich nicht anders entgegen handeln, ohne Unrecht oder Böses zu thun.

Schüler. Aber erlauben Sie mir hier eine Frage: Wäre es nicht besser gewesen, wenn der liebe Gott die Menschen so eingerichtet hätte, daß sie gar nichts Böses hätten thun können?

Lehrer. Hier habe ich eine Uhr, welche die Stunde richtig zeigt, die auf der Hausflur geht bald zu früh, bald zu spät; sagst du, die eine Uhr handelt gut, die andre böse?

Schüler. Nein.

Lehrer. Der Birnbaum dort im Garten trägt, Jahr aus Jahr ein, seine süßen

Früchte, der Aepfelbaum da auf dem Hofe trägt selten, und wenn einige Aepfel auf ihm sitzen, so sind sie äußerst sauer. Sagst du nun, der eine Baum handelt gut, und der andre böse?

Schüler. Nein.

Lehrer. Warum nicht?

Schüler. Weil die Bäume und die Uhren einmal so eingerichtet sind; sie können nicht anders.

Lehrer. Siehst du, eben so würde es auch mit dem Menschen seyn; sobald du ihm das Vermögen nimmst, Böses zu thun, so nimmst du ihm auch die Kraft, Gutes zu thun. Tugend und Laster fließen aus einer Quelle, und hemmst du sie, um das eine zu verhüten, so hört das andre von selbst auf. Nur durch freien, festen Entschluß, das Böse nicht zu thun, werden wir sittlich gute Menschen. Das sahe der liebe Gott besser ein, wie du; er wollte dem Menschen das Vermögen, sich Achtung und Verdienste zu erwerben, nicht rauben, er war weiser, und wollte freie, selbstständige, gute Menschen, und keine Maschinen.

Meister Hauser reiset nach Wien.

Meister Hauser hatte auf seinen Reisen sehr viel Ungemach erduldet, und er war froh, als er aus Afrika wieder in Europa ankam. Er begab sich sogleich nach Hamburg, und freute sich, als er dort fast alle seine Bekannte und Freunde noch am Leben antraf. Sie liefen zu ihm, bezeigten ihm ihre Freude über seine Rückkehr, und ließen sich von ihm von seinen Schicksalen erzählen.

Zwei Jahre lang blieb nun Meister Hauser in Hamburg. Aber iezt fieng er wieder an, unruhig zu werden; es wollte ihm in dieser Stadt nicht mehr gefallen, seine Reiselust erwachte, und er faßte den Entschluß, Hamburg zu verlassen, und ins Oestreichische zu wandern. Zu Fuße ging er bis Regensburg, wo er sich auf ein Schiff setzte, und nach Wien fuhr.

Wien, die Residenzstadt des Deutschen Kaisers, machte durch ihre Größe und Schönheit einen sehr guten Eindruck auf Meister Hauser. In den ersten Tagen lief er in den Straßen der Stadt und in den Vorstädten herum, und machte sich mit mehrern Merkwürdigkeiten Wiens bekannt. Da die Einwohner dieser Stadt treuherzige, fröhliche und gesellige Menschen sind: so hatte Meister Hauser bald mehrere Bekannte, die ihn herumführten, und mit ihm den wohlfeilen Wein tranken, der in dieser Gegend wächst.

Höre, Meister Hauser! sagte ein Bekannter zu ihm, bist du denn schon in Schönbrunn gewesen?

Nein, versetzte Hauser, was gibts dort Schönes? Wo liegt das Schönbrunn? und was ist es eigentlich? eine Stadt, oder ein Flecken, oder ein Dorf?

Wie? antwortete Hausers Freund, das weißt du nicht einmal? Schönbrunn ist ein Lustschloß des Kaisers, und liegt nicht weit von Wien. Der Kaiser hält sich gewöhnlich im Sommer dort auf. Es ist dabei ein schöner Garten, mit angenehmen Spaziergängen, und in diesem Garten ist auch eine Menagerie.

Was! rief Meister Hauser, eine Magerie?

Hahaha! lachte Hausers Freund. Warum nicht gar eine Magerie? Eine Menagerie, Hauser! eine Menagerie!

Hauser. Zum Guckguck! was ist denn das nur für ein Ding? ich habe in meinem Leben nichts davon gehört. Erklär' mirs doch.

Freund. Ha, du bist schon so viel in der Welt herumgestrichen, hast so mancherlei gesehen und gehört, und weißt noch nicht, was eine Menagerie ist. Das weißt du doch wohl, was ein Thiergarten ist?

Hauser. Sollt ich das nicht wissen? Das ist ein deutsches Wort, aber ienes Wort — ia wer weiß, obs griechisch, wälsch, arabisch oder kalmuckisch ist.

Freund. Nun sieh Hauser, eine Menagerie ist nichts weiter als ein Thiergarten. In dem Schönbrunner Thiergarten gibt es viele ausländische Thiere, die man nicht alle Tage sieht — Papageyen, Zebra, Goldfische und dergleichen mehr.

Meister Hauser ging noch diesen Tag mit seinem Wiener Freunde nach Schönbrunn,

und

und besah die Thiere der dasigen Menagerie. Was ihm die meiste Freude hier machte, war der deutsche Kaiser, den er hier zu sehen bekam.

Als Meister Hauser mit seinem Begleiter aus Schönbrunn nach Wien zurückkehrte, führte ihn dieser auf den Wällen der Stadt herum, und erzählte ihm unter andern folgende Geschichte von der Belagerung Wiens durch die Türken.

Belagerung der Stadt Wien durch die Türken.

Die Türken — so erzählte Hausers Freund — haben sonst sehr oft das Königreich Ungarn überfallen und verwüstet. Ein paar Mal gelüstete es ihnen auch nach Wien. Sie hätten diese Stadt gar zu gerne in ihre Gewalt bekommen.

Ein Mal kamen sie mit einer entsetzlich großen Armee durch Ungarn bis vor die Stadt Wien gezogen, und belagerten sie.

In Wien glaubte man, daß diese bösen Gäste sich nicht lang bei dieser Stadt aufhalten würden; man vertheidigte sich tapfer und hoffte mit jedem Tage den Abzug der Feinde.

Allein die Türken hatten es sich fest in den Kopf gesetzt, nicht eher fortzuziehen, bis sie die Stadt erobert hätten. Nun wurde es den Wienern etwas bange. Der Lebensmittel wurden immer weniger, es entstand eine grosse Noth, und endlich mangelte es auch an Soldaten, um mit Glück zuweilen einen Ausfall auf die Feinde thun zu können.

Als die Noth in Wien sehr hoch gestiegen war, wurden alle Handwerker und selbst die Studenten aufgefordert, sich als Soldaten zu stellen, die Waffen zu ergreifen, und die Residenz zu vertheidigen. Auf diese Weise wurde die Anzahl der Krieger stark vermehrt.

Allein, was halfs? Man konnte den Türken nur wenig Schaden thun. Sie hingegen warfen Bomben in die Stadt, die viele Gebäude zertrümmerten, zerschossen mehrere Thürme, und schadeten besonders durch die Pulverminen sehr viel, welche sie anlegten.

Da die Türken schon mehrere Wochen vor Wien lagen, und diese Stadt sich nicht ergeben wollte, so beschlossen sie, sie in die Luft zu sprengen. Sie gruben ganz heimlich einen unterirdischen Gang, der bis in die Stadt führte.

Hier wollten sie ein großes Stück unterminiren, Pulver hineinschütten, und dann losbrennen, und auf diese Weise, entweder die ganze Stadt, oder doch einen Theil derselben in die Luft sprengen. Es kam bloß noch darauf an, daß die Wiener nichts davon merkten.

Um die Sache so geheim zu halten als möglich, arbeiteten die Türken nur des Nachts. Es glückte ihnen, den unterirdischen Gang bis in die Stadt zu führen, ohne entdeckt zu werden. Noch eine kurze Zeit, und es war um Wien geschehen!

Zum Glück arbeitete ein Bäcker bis tief in die Nacht. Es war alles still um ihn. Auf Ein Mal hört er unter sich ein Getöse. Was soll das heißen? dachte er, und lauschte noch aufmerksamer. Das Getöse dauerte fort. Die Sache kam ihm verdächtig vor; er zeigte sie dem Stadt-Commandanten an, und dieser ließ sie untersuchen. Jetzt fand sichs, daß die Türken schon bis unter das Haus des Bäckers vorgedrungen waren, und ihre Pulvermine bald losgebrannt hätten. Als sie sich entdeckt sahen, flohen sie in ihr Lager zurück, und so verdankte Wien seine Rettung dem Bäcker.

Nach einiger Zeit kam eine Armee der Stadt Wien zu Hülfe. Die Türken wurden überfallen, in die Flucht geschlagen, und Wien von diesem bösen Feinde befreit.

Meister Hauser in Preßburg.

Ein Vierteljahr lang hielt sich Meister Hauser in Wien auf, und befand sich hier ungemein wohl. Er hatte schon in seiner Kindheit gehört, daß Ungarn ein schönes Land sey, und da er diesem Lande jetzt so nahe war: so beschloß er, dasselbe zu besuchen. Er setzte sich bei Wien auf ein Schiff, und fuhr auf der Donau nach Preßburg. Die Fahrt war wohlfeil, angenehm und in einem Tage beendigt.

Jetzt war Meister Hauser in dem fruchtbaren Ungarn. In Preßburg fand er viel Leben und Fröhlichkeit; die Einwohner, lauter Deutsche, gefielen ihm sehr. Er nahm bei einem Schreiner Arbeit, und blieb ein halbes Jahr in dieser hübschen Stadt. Die Gegend, in der sie liegt, fand Hauser sehr angenehm. Ging er nach Süd-Ost spatzieren: so kam er an die Donau, welche majestätisch dahin strömt;

oft setzte er sich auf die fliegende Brücke, und fuhr auf derselben an das ienseitige Ufer, wo er in ein Laubwäldchen kam, das die Aue heißt, und schöne Spatziergänge darbiethet.

Nach Norden und Westen zu liegen um die Stadt Preßburg Weingebirge, die Hauser oft bestieg, um sich an der schönen Aussicht, die man von denselben hat, zu ergötzen. Sehr gern stieg er auf das schön liegende königliche Schloß an der Süd-Westseite von Preßburg. Hier blickte er in eine weite Ebene, die sich nach Osten zu ausbreitet. In derselben fließt die Donau in vielen Krümmungen dahin; in großer Entfernung schien sie ihm als ein schimmerndes Silberband. Unter den hiesigen öffentlichen Gärten gefiel ihm besonders der Garten des Grafen Palfy. Er besuchte ihn fast alle Sonntage, und fand darin beinahe immer eine Menge Spatzierender. Hauser liebte die Lustbarkeiten; es fehlte in Preßburg daran nicht, und er befand sich auf diese Weise hier sehr wohl.

Meister Hauser in Zipsen.

Meister Hauser wäre länger als ein halbes Jahr in Preßburg geblieben, wenn ihm die Reiselust nicht von neuem angewandelt hätte. Er hörte, daß weiter nach Norden zu ein Ländchen liege, das von sehr braven Menschen, und zwar von Deutschen, bewohnt werde. Sogleich beschloß er, ins nördliche Ungarn, und zwar in jenes Ländchen, Zipsen genannt, eine Reise zu unternehmen.

Meister Hauser verließ Preßburg und wanderte fort, immer nach Zipsen zu. Er kam durch Gegenden, wo er mit seiner Muttersprache nicht auskommen konnte, denn sie waren von lauter Slaven bewohnt, und die slavische Sprache war Hausern ganz unbekannt. Nur durch Mienen konnte er sich verständlich machen.

Die Slaven gefielen ihm wohl, denn ob sie gleich nicht sehr reich und die mehresten von ihnen schlecht gekleidet waren, so ergötzte er sich doch an ihrer Munterkeit und Fröhlichkeit; vorzüglich fand er vielen Geschmack an ihren Gesängen, die sie besonders auf dem Felde anzustimmen pflegen. Auch machte die große Rein-

lichkeit der slavischen Mädchen und Frauen auf ihn einen guten Eindruck.

Die Wirthshäuser fand er in diesen Gegenden noch schlecht; eben so schlecht die Kost — und das war Meister Hausern, der aus Hamburg gebürtig, und ein Freund von gutem Essen und Trinken war, nicht angenehm.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen erreichte er Zipsen, das beinahe funfzig Meilen von Preßburg entfernt liegt. Die Reise hatte ihm nicht mehr als zwey Thaler gekostet, denn er ging zu Fuß, und zahlte für Essen, Trinken und Quartier nicht viel.

Das erste Städchen, in welches er in Zipsen kam, war Poppard. Nun werde ich doch sehen, dachte er, ob die Zipser wirklich so gute Menschen sind, als man sie mir beschrieben hat. Er kehrte in dem Gasthofe ein, und machte bald mehrere Bekanntschaften. Wahrhaftig! rief er schon am ersten Abend aus, die Menschen, die ich hier finde, sind brav! Wie offen, wie treuherzig, wie einfach, in ihren Sitten, wie gastfreundlich!

Nach Norden hin standen die Carpatischen Gebirge in ihrer Majestät, mit einem

schneebedeckten Scheitel, da. Hauser beschloß, sie zu besteigen. Vorher aber wollte er sich in den kleinen Städten, die um Poppard herumlagen, umsehen. Er besuchte Michaelsdorf, das an einem Hügel, Georgenberg, das auf einem kleinen Berge liegt, Matzdorf, Filka, Lomnitz, Hunnsdorf und die größere Stadt Kaysmark; ferner Leibitz, Bila u. s. w. Ueberall fand er eine gute Aufnahme, überall arbeitsame, redliche Menschen. Hier wohnen noch alte, treuherzige Deutsche! rief er mehrmals aus, ich hätte fast Lust, mich hier niederzulassen, und unter diesen guten Menschen bis an meinen Tod zu bleiben.

Nach einiger Zeit bestieg Meister Hauser die Carpaten. Er wurde von einem Jäger begleitet. In einem kleinen Gehölze iagten sie einen Wolf auf. Der Jäger schoß nach ihm, verfehlte ihn aber.

Es gibt also hier noch Wölfe? fragte Hauser den Jäger.

In Menge! versetzte der Jäger, im Winter kommen die Thiere zuweilen bis in die Dörfer und Städte; in Kaysmark und an andern Orten lauert man ihnen in sogenannten Lauer-

gruben auf, und es vergeht kein Jahr, wo man nicht mehrere derselben niederschießt. Man hat Beispiele, daß sie in dem nahen Galizien Menschen angefallen, zerrissen und aufgefressen haben.

Aber gibt es denn auch Bären in diesen Gebirgen? fragte Hauser weiter.

Sonst gab es deren hier genug, antwortete der Jäger; man hat sie aber nach und nach vertilgt. Schon seit vielen Jahren hat man keinen gesehen. In dem nahen Pohlen streift wohl noch mancher herum, aber auch da sind diese wilden Thiere seltner geworden.

Meister Hauser kam auf den Carpaten auch an einen Sauerbrunn, wo er viel Gesellschaft fand. Einige hatten Zelten aufgeschlagen, andere lagen frei da, umgaben große Feuer, kochten und brieten, andere scherzten und sangen, noch andere iagten sich frohlockend herum, aßen, tranken Gesundheiten, schöpften aus der Quelle, und labten sich an dem trefflichen Sauerwasser. Es war ein Leben und eine Fröhlichkeit, daß Hauser seine Freude daran hatte. Er kostete das Wasser. O welch ein herrliches Getränk! rief er aus; ich habe schon

viel Sauerbrunnen getrunken, aber keiner hat mir so wohl geschmeckt, als der!

Einige von den Anwesenden ließen sich mit Hausern in ein Gespräch ein, und da er anfieng, von seinen weiten Reisen zu erzählen, so sah er sich bald von einer Menge Menschen umringt, denen er nicht genug erzählen konnte. Sie überhäuften ihn mit Gefälligkeiten aller Art, und Hauser war diesen Tag recht glücklich. Wie sehr würde es ihm ietzt an diesem Platze gefallen, nachdem ihn ein Graf, Namens Czaky, sehr hat verschönern lassen. Ein geräumiger Gasthof nimmt ietzt die Fremden auf, ein warmes Bad vermehrt die Annehmlichkeiten dieses Platzes, und ein Paar Kegelbahnen geben den Brunnengästen eine unterhaltende Zerstreuung.

Von Poppard reiste Meister Hauser nach Iglo oder Neudorf, einer hübschen Stadt in Zipsen. Auf dem Wege dahin, nicht weit von Poppard, erblickte er ein Stück von einem Gemäuer, das mitten im Felde einsam da stand. Er fragte, was dieß zu bedeuten habe, und erhielt von einem seiner Reisegefährten folgende Erklärung.

Die wüste Kirche.

Das Stück Gemäuer, welches man dort sieht, (so erzählte der Reisegefährte) wird die alte auch wüste Kirche genannt. An dem Platze, wo sie sich befindet, soll ein ziemlich großer Flecken gestanden haben. Aber auf Ein Mal, so erzählt man, erhob sich ein Erdbeben, und der Ort versank. Nur die Kirche blieb stehen, und unter den Menschen nur ein einziges Frauenzimmer unbeschädigt und am Leben. Andere sagen, daß nicht ein Erdbeben, sondern ein wüthendes Kriegsheer den Flecken verwüstet, alle Einwohner, außer einem Mädchen, niedergehauen, und nur die Kirche unversehrt gelassen haben soll.

Dieses Mädchen war also die Erbinn aller Aecker, die zu dem Orte gehörten. Es wußte aber sein Glück nicht zu schätzen, ging nach dem Städtchen Georgenberg und verkaufte um ein Spottgeld fast alle Ländereien. Für ein Paar rothe Stiefeln, die in dieser Gegend auch ietzt noch, besonders unter dem Gesinde, gebräuchlich sind, soll das Mädchen mehrere Aecker hingegeben haben.

Die Kirche, die stehen geblieben war, wurde immer älter und fiel ein; iezt steht nur noch ienes Stück da. Viele abergläubische Menschen glaubten sonst, daß auf dem Platze, wo die Kirche steht, große Schätze begraben lägen, die ein Geist bewache. Manche zogen hin, gruben nach, und fanden — nichts.

Was an der Geschichte wahr sey, fuhr der Erzähler fort, weiß ich nicht. Man erzählt gar vieles in der Welt, und wenn man es genauer untersucht, läuft alles oder doch ein großer Theil davon auf eine Erdichtung aus.

Nach wenigen Stunden kam Meister Hauser in Iglo an. Das freundliche Städtchen, noch mehr aber die artigen, gefälligen Einwohner nahmen ihn ganz ein, und er beschloß, sich einige Monate hier aufzuhalten.

Meister Hauser in Miskolz (wird ausgesprochen Mischkolz.)

Meister Hauser ließ sich in Zipsen den ungarischen Wein wohl schmecken. Zwar wächst in dieser Gegend kein Wein, aber der beste, den die Weingebirge in dem südlicheren Ungarn tragen, wird in Menge hieher gebracht, und um billige Preise verkauft. Für ein Kopfstück (20 Kreuzer) kann man hier eine Flasche guten Weines bekommen.

So wohl es auch Hausern in Iglo gefiel: so sehnte er sich doch sehr nach dem südlichen Ungarn, und beschloß nach einigen Monaten, dorthin zu reisen. Je südlicher er kam, desto fruchtbarer fand er das Land; besonders fand er in den meisten Gegenden, das herrlichste Getreide. —

Er erreichte die Stadt Miskolz, die von großem Umfange ist. Vor derselben sah er ungemein viele Rotten von Vögeln, die durch ihre erstaunliche Anzahl den Himmel verdunkelten. Es waren Stahre, die man hier in großer Menge antrifft. Zuweilen setzte sich eine Rotte auf mehrere Bäume, die von ihnen

ganz bedeckt wurden. Da es hier iedermann frei steht zu schießen, und Meister Hauser eine Flinte bei sich führte: so schoß er zu wiederhohlten Malen unter die Stahren; einmal fielen deren zwölf, ein ander Mal zwanzig auf Einen Schuß.

Als Meister Hauser in die Stadt einwanderte: sah er auf den Marktplätzen eine Menge des schönsten und wohlfeilsten Obstes. Er war hungrig, und kaufte sich ein kleines Brod für einen Groschen. Es war von Weitzenmehl, weiß wie Schnee und von dem besten Geschmacke. Er ließ sich dazu eine halbe Bouteille Wein geben, und zahlte dafür nicht mehr als einen Groschen; ia man sagte ihm, er könne auch Wein bekommen, wovon die ganze Bouteille nicht mehr als einen Groschen koste.

Nicht weit von dem Weinkeller, in welchem Meister Hauser seinen Hunger und Durst stillte, hatte er große Haufen von Melonen gesehen. Er ging hin um sich ein Paar zu kaufen. Er fand Zuckermelonen und Wassermelonen; iene sind gelb und ie schwerer desto besser, diese grün wie Kürbisse, oft sehr groß und ie leichter, desto besser. Die Wassermelo-

nen haben das schönste rothe Fleisch, gewöhnlich schwarze Kerne, einen süßlichen Geschmack und einen kühlenden Saft. Hauser kaufte sich ein Paar schöne Zuckermelonen, wovon eine nicht mehr als einen Groschen kostete; oft kostet eine nicht einmal so viel. Er labte sich an dieser trefflichen Frucht, nahm sich aber in Acht, Wasser darauf zu trinken, weil er wohl wußte, daß man sich dadurch leicht eine Krankheit zuziehen könne.

Das wohlfeilste Leben in Miskolz, die Gefälligkeit und Munterkeit ihrer Einwohner und die bevorstehende Weinlese, bewogen Hausern, einige Zeit hier zu verweilen; er nahm Arbeit an, und lebte ein lustiges Leben.

Die Weinlese.

Endlich war die Weinlese da. Ein neues Leben erwachte in und um Miskolz herum. Die nahen Weinberge wimmelten von Menschen; die Weinstöcke waren reichlich mit Trauben behangen, und man versprach sich eine treffliche Weinernde. Meister Hauser zog mit dem Schreiner, bei welchem er arbeitete, in dessen Wein-

garten. Alles iubelte; auch Hauser war froh wie ein Kind, und zappelte vor Freude.

Bald ging es rasch an das Abschneiden der Trauben, Hauser half dabei und ließ sich während der Arbeit die trefflichen Früchte der Reben wohlschmecken. Dieß dauerte drei Tage; es wurde gearbeitet, gesungen, geschäkert, geschmaust. Als die Trauben ausgetreten und der Most in die Fässer gefüllt war, zog man nach Miskolz zurück. Hauser labte sich an dem süßen Moste, den er nun ieden Tag zu trinken bekam, und gestand, daß er ganz anders, d. h. viel besser schmecke als der in Deutschland. Ein Faß des besten Mostes kostete nicht mehr als vier bis fünf Gulden; manches Jahr kann man ihn noch viel wohlfeiler bekommen.

Folgen der Unmäßigkeit.

Es gibt ein Sprichwort: Ungarn ist der Gottesacker der Deutschen; denn viele die aus Deutschland nach Ungarn kommen, finden dort ihr Grab.

Größtentheils ist nicht das Land, sondern es sind die Deutschen selbst daran Schuld. Vielen geht es so, wie es Meister Hausern ging. So lange er die Grenzen der Mäßigkeit nicht überschritt, befand er sich munter und gesund wie ein Fisch. Aber er fieng bald auch an, im Genusse der Speisen und Getränke nicht behutsam genug zu seyn.

Das fette Schweinefleisch, das man in Ungarn haben kann, schmeckte Hausern vortreflich, er aß es oft und mit großer Gierigkeit, trank, unvorsichtiger Weise, viel dazu, und nahm sich gegen die kühle Abend- und Nachtluft zu wenig in Acht.

Die Folge davon war, daß Hauser in eine gefährliche Krankheit verfiel. Jetzt kam ihm das angeführte Sprichwort ein, und er glaubte, daß es auch an ihm in Erfüllung gehen werde. Sein Magenübel dauerte lange,

er verlor allen Appetit, bei dem Anblick fetten Fleisches eckelte ihm davor außerordentlich, er nahm mit iedem Tage ab, und bereitete sich zum Tode vor. Aber die Kunst des Arztes rettete ihn.

Jagd, Fang der Kühe, Schlachtung der Schweine in und um Miskolz herum.

Es dauerte einige Wochen, bis Meister Hauser wieder ganz gesund war. Der Arzt schrieb ihm vor, wie derselbe sich fernerhin verhalten müsse, wenn er sich nicht eine neue Krankheit zuziehen wolle; besonders empfahl er ihm Mäsſigkeit im Genuß fetter Speisen, und verboth ihm schnelles Trinken darauf.

Als Meister Hauser wieder völlig hergestellt war, belustigte er sich in seinen freien Stunden fleißig mit der Jagd und dem Fischfang. Nicht weit von Miskolz traf er nicht nur die größten Rotten von Stahren, sondern auch mächtige Scharen von wilden Tauben aller Art, wilde Aenten, Wasserhühner und andere Arten von wildem Geflügel. Es war eine große Freude für ihn, wenn er in diese

Rotten von Vögeln hineinschießen konnte, und oft mehrere derselben fallen sah.

In einem Flecken in der Gegend von Miskolz sah er ein Schauspiel mit an, das ihm noch neu war. Nicht weit von dem Flecken weidete eine große Heerde halbwilder Kühe, denen man ohne Gefahr sich nicht nähern durfte, und die besonders durch die rothe Farbe leicht in Wuth gebracht werden konnten.

Meister Hauser betrachtete in der gehörigen Entfernung die wilden Thiere. Bald sah er ein Paar Metzger mit zwei tüchtigen Fleischerhunden kommen. Sie waren mit einem langen und dicken Stricke versehen. Als sie an dem Ende eine Schlinge gemacht hatten, warfen sie dieselbe schnell nach dem Kopfe einer Kuh. Mehrere Würfe mislangen, bis endlich auf diese Weise eine Kuh gefangen, und aus der Heerde weggezogen wurde. Sie machte wilde Sprünge, und es wäre den Metzgern nicht möglich gewesen, sie zu bändigen, wenn ihnen nicht die starken Hunde beigestanden hätten. Einer von ihnen faßte die Kuh am Schwanze an; der andere hielt sich immer in der Nähe ihres Kopfes, und schien auf etwas zu lauern.

Die Kuh öffnete das Maul, steckte die Zunge heraus und brüllte. Jetzt sprang der Hund schnell an ihre Zunge, erwischte sie, und blieb darin hängen. So ward das gefangene Thier in eine Fleischbank geschleppt und dort mit einem Beil erschlagen. Nun ließen beide Hunde los.

Im Winter hatte Meister Hauser eines Morgens einen großen Schrecken. Er trat aus seiner Schlafkammer und blickte nach einem Theile der Stadt, der auf einem Hügel liegt. Mit dem Ausruf; es ist Feuer! es brennt! lief er in seines Meisters Stube. Hier gerieth darüber jedermann in Bestürzung, aber diese verschwand in wenigen Augenblicken. Der Hausherr ging in den Hof, und ließ sich von Hausern das Feuer zeigen. O, rief er, das ist keine Feuersbrunst. Es werden an jenem Platze Schweine geschlachtet, und denselben vermittelst eines Strohfeuers die Borsten abgesengt!

Diese Art, den Schweinen die Borsten abzunehmen, war Hausern ganz neu. Er sah dieses Spectakel späterhin oft mit an, und belustigte dabei sich besonders an den Knaben, die gewöhnlich um ein solches Feuer herumstan-

den, und, wenn das Schwänzchen des gesengten Thieres etwas gebraten war, dasselbe herabrissen und verzehrten.

Tänze der Ungarn. Zigeuner.

In Miskolz wohnen Menschen von allerlei Nationen, wie man dieses in vielen Städten und Gegenden Ungarns findet; da trifft man eigentliche Ungarn, Deutsche, Slaven, Griechen, Juden, u. s. w. an.

Der größte Theil der Einwohner von Miskolz besteht aus eigentlichen Ungarn. Diese gefielen Meister Hausern außerordentlich. Er fand in ihnen schön gebaute, starke, muthige, wackere Menschen. Der Stolz, den sie besitzen, ließ ihnen nicht übel. Die Kleidung der Edelleute war ganz nach Hausers Geschmack. Besonders sah er gern die Tänze der Ungarn mit an. Zuweilen tanzten sie mit Frauenzimmern, zuweilen ohne sie; immer aber schlagen sie mit ihren klirrenden Spornen zusammen, und begleiten mit diesem nicht unangenehmen Geklirre die Musik. Diese wird in dieser Gegend größtentheils von Zigeunern gemacht, welche

besonders die Ungarschen Tänze trefflich spielen können.

Die Zigeuner, die sich als Musikanten nähren, sind oft hübsch gekleidet, und führen keine so armselige Lebensart, als die meisten andern Zigeuner, die sich gewöhnlich mit Schmidearbeiten abgeben, Nägel, Zangen, Feuerstahle und dergleichen mehr, verfertigen, und auf die kümmerlichste Weise leben. Sie gehen fast nackt, halten sich in den elendesten Buden auf, und nähren sich oft von dem Fleische abgestorbener Hausthiere. Um sich aus ihrer Noth zu helfen, stehlen und lügen sie sehr stark, und man kann sich daher vor ihnen nicht sorgfältig genug in Acht nehmen.

Meister Hausers Reise nach Debretzin.

Meister Hauser verließ Miskolz, nachdem er sich daselbst mehrere Monate lang aufgehalten, und viel Vergnügen genossen hatte. Er reiste nach der Stadt Debretzin, die wegen ihrer großen Jahrmärkte in Ungarn eben so berühmt ist, als Leipzig in Deutschland.

Man hatte Hausern gesagt, daß es in den Gegenden, in die er nun kommen würde, sehr große, öde Wüsteneien gebe, und daß er leicht von räuberisch gesinnten Viehhirten angefallen werden könnte. Diese Hirten, erzählte man ihm, hätten metallene Knöpfe außerordentlich gern; bekämen sie deren an einem Reisenden zu sehen, so fielen sie ihn an, und schlügen ihn wohl gar, der blinkenden Knöpfe wegen todt; man müsse daher die Knöpfe entweder abschneiden, oder sie mit Tuch überziehen.

Meister Hauser fürchtete sich indeß nicht, und schritt muthig fort, immer nach Debretzin zu. — Er stieß mehrmals auf Hirten, welche große Viehheerden weideten. Ihr Körper war gewöhnlich kraftvoll, ihr Blick finster und wild, ihr Haar schwarz und mit Fett geschmiert, ihr

Hemd und die leinenen Hosen weit und schwarz; der Prügel, den sie in der Hand hielten, dick und knotig. Ein Paar Mal wurde es Hausern bei dem Anblicke eines solchen Herkules bange; aber da er sah, daß sie ihn ruhig vorbei gehen ließen, verlor er alle Furcht, und kam auch glücklich nach Debretzin, ohne von ihnen angefallen zu werden.

Meister Hauser in Debretzin.

Um Debretzin herum traf Meister Hauser Heerden Schweine an, wie er sie noch nie gesehen hatte. Sie waren so groß und so erstaunlich fett, daß sich manche kaum von der Stelle bewegen konnten. Auch hatte Hauser noch nie eine so außerordentliche Menge des herrlichsten Speckes gesehen, als ietzt in Debretzin. Das Brod, das er sich in dieser Stadt kaufte, war schneeweiß, und schmeckte ihm besser als das Weitzenbrod in England.

Meister Hauser war ein Freund von Tobakrauchen. Hier bekam er einen sehr starken und wohlfeilen Toback, der aber so scharf war, daß Hauser davon taumlig wurde.

Sehr wohl gefielen ihm die schönen rothen Thonpfeifen, die in Debretzin in Menge verfertigt werden. Er kaufte sich deren ein Dutzend, und zahlte nur wenig dafür.

Da Meister Hauser vernahm, es werde in einigen Wochen in Debretzin Jahrmarkt seyn, so beschloß er, so lange dort zu bleiben, was denn auch geschah. Es kamen von Zeit zu Zeit eine Menge Kaufleute an, und als der Jahrmarkt anging, war in Debretzin alles voll von Fremden, und ein Gedränge, daß Meister Hauser in Hamburg zu seyn glaubte.

Unterhaltend war es für Meister Hauser, hier einen Zusammenfluß von Menschen von den verschiedensten Völkerschaften zu sehen. Hier standen Türkische Kaufleute, dort Griechen, nicht weit von ihnen Wallachen und Siebenbürgen, etwas weiter Pohlen, Slaven, Juden, Deutsche Färber und Leinwandhändler aus Zipsen, Kaufleute aus Wien, Preßburg, Pesth und andern Orten, u. s. w.

Der Viehmarkt war für Hausern besonders merkwürdig; vorzüglich erstaunte er über die entsetzliche Menge von Schöpsen und Schweinen, die er zu sehen bekam; auch eine Menge der größten schönsten Ochsen sah er.

Der Jahrmarkt dauerte lange; zwei Wochen nach demselben verließ Hauser Debrezin, und strich in dem südlichen und östlichen Ungarn herum.

Der König im Moraste.

Meister Hauser kam auf seinen Streifereien auch in einen Ungarschen Ort, der Mohatsch heißt, und ließ sich hier von einer merkwürdigen Schlacht erzählen, die einst in dieser Gegend zwischen den Türken und Ungarn vorfiel.

Die Türken waren in Ungarn eingefallen, und hatten große Verwüstungen angerichtet. Endlich kam es zwischen ihnen und den Ungarn zu einem Frieden. Der König von Ungarn versprach feierlich, diesen Frieden nicht zu brechen.

Das Türkische Heer hatte sich zurückgezogen, und lebte ganz sorgenlos. Da kamen Leute zu dem König, und sagten zu ihm: er möchte sich an sein Versprechen nicht kehren, sondern die Türken unvermuthet überfallen; es wäre iezt die beste Zeit dazu; sie würden leicht zerstreut und aus Ungarn geiagt werden können.

Der König wollte davon nichts hören. Ich habe versprochen, sagte er, den Frieden nicht zu brechen; ich will mein Wort halten.

Aber iene unredlichen Rathgeber ließen dem König keine Ruhe, bis er sich entschloß, die Türken zu überfallen.

Es wurde der Armee heimlich der Befehl gegeben, sich schlagfertig zu halten. Ein Corps Edelleute, die auch den Krieg mitmachten, war unzufrieden damit, daß der König sein Wort breche. Aber der Befehl, die Türken zu überfallen, war da; ihm mußte Gehorsam geleistet werden.

Den Gesetzen gemäß, mußte der König selbst die Edelleute anführen. Er legte seine Kriegsrüstung an. Man bemerkte, daß er dabei Angst und Bangigkeit blicken ließ; wahrscheinlich sagte ihm sein Gewissen, daß er unrecht handle.

Es wurde zum Aufbruch Befehl gegeben. Die Edelleute wollten nicht von der Stelle. "Der König muß bei uns seyn!,, riefen sie und da man ihnen versicherte, er befinde sich wirklich bei dem Heere, wollten sie es durchaus nicht glauben. Sie verlangten ihn zu se-

hen, und der König mußte sich bequemen, durch ihre Reihen zu gehen, und sie dadurch von seiner Gegenwart überzeugen.

Jetzt brach die Armee auf. Man überfiel die Türken, die auf nichts weniger gefaßt waren, als auf einen Angriff von den Ungarn. In dem türkischen Lager entstand eine schreckliche Verwirrung, und das Ungarsche Heer zweifelte keinen Augenblick, daß es den Sieg davon tragen werde.

Die Türken flohen, und die Ungarn jubelten über ihren Sieg. Aber bald wendete sich das Blättchen. Die Befehlshaber der Türken riefen: Der König von Ungarn ist wortbrüchig! Auf, Soldaten, haltet euch tapfer! Gott wird euch beistehen, er wird den Sieg nicht denen geben, die ihr heiliges Versprechen gebrochen haben!

Dieser Zuruf that eine mächtige Wirkung. Die Türkischen Soldaten hörten auf zu fliehen, standen stille, unb rückten in neuer Ordnung gegen die Ungarn. Mit der schrecklichsten Wuth fochten sie gegen ihre Feinde, und riefen ihnen beständig zu: Gott soll über euch Wortbrüchige richten!

Die Ungarn fiengen an zu weichen; dieß vergrößerte den Muth der Feinde; sie hieben tüchtig ein, bis endlich das Ungarsche Heer eine gänzliche Niederlage erlitt. Viele Tausende wurden niedergesäbelt; alles gerieth in die größte Unordnung, und wer noch am Leben war, suchte sich durch die Flucht zu retten.

Der König, in seinem schweren Panzer, floh auch. Sein Pferd trug ihn schnell davon. Er ritt in Galopp, hatte aber das Unglück, in einen tiefen Morast zu rennen, an dessen einem Ende ein Hügel lag. Hier wollte er mit seinem Pferde aus dem Moraste herauskommen. Er spornte es; es bäumte sich, schlug um, und stürzte auf den Rücken in den Morast zurück.

Der König wurde auf diese Weise tief in den Morast gedrückt. Die Schwere seines Panzers, die Last des Pferdes erdrückten ihn.

Die Türken sangen Siegeslieder, die Ungarn aber betrauerten ihren Verlust; viele waren höchst unwillig darüber, daß der König seinen Rathgebern Gehör gegeben, und, trotz dem gethanen Versprechen, den Frieden gebrochen hatte.

Erst einige Tage nach der Schlacht wurde der König vermißt. Da man ihn allerwärts vergebens aufgesucht hatte, kam man gleich auf die Vermuthung, daß er umgekommen sey. Endlich fand man ihn todt in dem zähen Schlamme des Morastes. Er wurde herausgezogen und in eine andere Gegend gebracht, wo er in eine Gruft gelegt wurde.

Dieß ist die Geschichte der blutigen Schlacht bei Mohatsch, an die sich noch immer die Ungarn mit unangenehmen Empfindungen erinnern, ob sie gleich schon vor mehrern Jahrhunderten vorgefallen ist.

Meister Hauser reiset nach der Wallachey.

Aus Ungarn reiste Hauser nach Siebenbürgen, wo er sich in den Städten Herrmannstadt, Clausenburg und Kronstadt einige Zeit aufhielt. Auch in Siebenbürgen fand er viele Deutsche, die sich durch Arbeitsamkeit, Freundlichkeit und Rechtschaffenheit auszeichneten.

Da ich schon so weit gekommen bin, dachte er bei sich selbst, so will ich noch etwas weiter, und auch die Herren Türken besuchen.

Gedacht, gethan! Meister Hauser reiste nach der Wallachey, die unter türkischer Herrschaft steht. Hier sah er viel Neues. Die Wallachen hatten Anfangs für ihn etwas Abschreckendes. Die Vornehmen unter ihnen sind oft sehr reich, und führen eine angenehme Lebensart; die gemeinen Leute aber leben desto einfacher, sind schlecht gekleidet, und gewöhnlich ausserordentlich stark und noch sehr ungebildet. Von Komplimenten wissen sie nicht viel, und wer sie nur etwas beleidigt, muß befürchten, von ihnen erschlagen zu werden.

Meister Hauser fand in der Wallachey ungeheure Horden von Hornvieh, womit die Wallachen nach der Türkey und nach Ungarn zu handeln pflegen. Diejenigen, welche ihm bisher mit solchem Vieh begegnet waren, hatten fast alle einen drohenden finstern Blick, einen rohen Pelz um ihren Leib gehängt, und in der Hand einen derben Knotenprügel.

Meister Hauser fand in der Wallachey nicht bloß Wallachen, sondern auch Ungarn, Griechen und Türken. Selbst deutsche Kaufleute, traf er hie und da an.

Meister Hauser in einem dicken Walde.

Es war Meister Hausern nicht genug, bloß die Wallachey durchstrichen zu haben; er wollte noch tiefer ins türkische Gebieth, und nahm sich sogar vor, seine Reise bis Konstantinopel, der Residenzstadt des türkischen Kaisers, fortzusetzen.

Hauser wünschte sehr, einen Reisegefährten zu bekommen, war aber nicht so glücklich, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Ganz allein, seinen Reisebündel auf dem Rücken, wanderte er bereits mehrere Tage, und erreichte endlich glücklich die Grenze von der Wallachey.

Eines Nachmittags kam Hauser in einen Wald. Mit dem Wege durch denselben war er ganz unbekannt; er hoffte, bald heraus zu kommen; allein je weiter er kam, desto dunkler und und dunkler wurde der Wald, und am späten Abende sah er wohl, daß er diesen Tag aus demselben nicht herauskommen werde.

Die Nacht brach ein; Hauser irrte noch immer in dem finstern Walde, ohne einen Ausweg zu finden. Die Finsterniß wuchs mit jedem

dem Augenblicke, und Hauser konnte endlich nichts mehr sehen.

Zu Hausers Mißvergnügen thürmten sich am Himmel Gewitterwolken empor, die Blitze leuchteten, der Donner rollte in weiter Entfernung, und das Schauerliche des Waldes wurde dadurch vermehrt.

Zum Glück zog sich das Gewitter immer mehr nach Norden; über Hausers Haupt klärte sich der Himmel auf; er sah einige Sterne flimmern, dachte an Gott und Vaterland, und schlief ruhig unter einem Baume ein. Angenehme Träume gauckelten vor seiner Seele; es kam ihm vor, als stehe er vor dem Throne des türkischen Kaisers, als mache dieser ihm kostbare Geschenke, und als rufe ganz Hamburg laut aus: Es lebe Meister Hauser! er lebe hoch!

Schon war die Sonne längst aufgegangen, als Meister Hauser erwachte, aufsprang und weiter wanderte.

Hauser wird für einen Spion gehalten, und als solcher behandelt.

Schon näherte sich der Mittag, und Meister Hauser irrte noch immer in dem finstern Walde herum, bis er endlich zu seiner Freude das Ende desselben erreichte.

Fröhlich sang er ein Reiselied, und eilte einem Dorfe zu, das er in einiger Entfernung erblickte. Dort wollte er ausruhen, und seinen Hunger nnd Durst stillen.

Als Hauser dem Dorfe ziemlich nahe gekommen war, kamen einige Türken auf Pferden ihm entgegen gesprengt. Er glaubte, sie machten einen Spazierritt, aber wie erschrack er, als sie ihre langen Säbel zogen, ihn umzingelten, und in einem wilden Tone ihn auf Türkisch zuriefen, er sollte still stehen.

Hauser blieb stehen. Die Türken thaten verschiedene Fragen an ihn, die er zwar verstand, aber nicht gehörig beantworten konnte. weil er in der Wallachei nur wenig von der Türkischen Sprache erlernt hatte.

Die Türken wurden immer gröber, rissen ihm sein Bündel vom Rücken, gaben ihm

Rippenstöße, und einer spuckte ihm sogar ins Gesicht.

Jetzt wurde Meister Hauser böse, ballte die Hand, drohte damit, und stieß mehrere deutsche Schimpfwörter aus.

Dadurch wurden die Türken noch mehr in Hitze gebracht. Einer gab ihm wohl ein Dutzend empfindliche Kopfnüsse, ein Anderer würgte ihn am Halse, daß er beinahe erstickte, ein Dritter ergriff ihn beim Schopfe, und schüttelte ihn so jämmerlich, daß dem armen Hauser die Zähne klapperten.

Die Noth, in welcher sich Hauser befand, gab ihm Muth. Er suchte sich den Klauen dieser Barbaren zu entreissen, schlug um sich, warf ein Paar von ihnen wirklich unsanft zu Boden, und entfloh. Doch weit konnte er nicht kommen. Die erboßten Türken jagten ihm nach, und holten ihn bald wieder ein. Einer von ihnen, der auf Hauser am meisten ergrimmt war, hieb nach ihm, und brachte ihm an der Schulter eine große Wunde bei. Das Blut drang durch das Kleid, und Hauser wurde ohnmächtig.

Ermattet fiel Hauser hin; die Türken stürzten über ihn her; gaben ihm derbe Stöße, ban-

den seine Hände und Füße, warfen ihn auf ein Pferd, und galoppirten mit ihm nach dem Dorfe.

Hier strömte eine Menge Volks zusammen. Es hieß: Meister Hauser wäre ein christlicher Spion, und hätte diejenigen, die ihn gefangen nahmen, gemißhandelt. Sogleich erhob sich unter der Menge ein fürchterliches Geschrei. Man spuckte Hausern voll, zauste und kneipte ihn, und es fehlte nicht viel, so wäre er todt geprügelt worden.

Hauser wurde vor die erste obrigkeitliche Person des Dorfes gebracht, und dort als Spion behandelt. Was er auch sagen mochte, es half nichts. Der Richter fuhr ihn auf die gröbste Weise an, und sagte, daß Hauser eine derbe Züchtigung verdiene, weil er diejenigen, die ihn umzingelt hatten, gemißhandelt habe.

Der Richter befahl jetzt, dem christlichen Spion funfzig Streiche zu geben. Hauser entschuldigte sein Betragen, der barbarische Richter hörte aber darauf nicht; einige Türken zogen ihm die Stiefel und Strümpfe mit Gewalt aus, und Hauser bekam nun funfzig empfindliche Hiebe auf die entblößte Fußsohle.

Nach vollzogener Züchtigung sperrte man Hausern in eine höchst unreinliche Stube ein, und reichte ihm weder zu essen noch zu trinken.

Geplagt von Hunger und Durst, von den Schmerzen an den Sohlen und dem Gedanken, daß man ihn vielleicht noch grausamer behandeln werde, befand sich Hauser in einer beklagenswerthen Lage.

Den Tag darauf wurde Hauser auf einen Wagen geworfen, und nach einer Stadt gefahren, in welcher der Fürst dieser Gegend, oder der Bascha, residirte.

Der Bascha war begierig, den christlichen Spion zu sehen. Er ließ Hausern vor sich bringen, that verschiedene Fragen an ihn, und erklärte ihm am Ende, er müsse als Gefangener bei ihm bleiben.

Das war ein Donnerwort für Meister Hauser. Allein es war gesprochen, und er wurde in ein Gefängniß geführt. Nach einigen Tagen ließ der Bascha Hausern wieder zu sich kommen, und sagte zu ihm, er wolle ihm in seinem Pallaste Arbeit anweisen lassen; wenn er diese treu verrichte, sollte er gut gehalten werden;

käme es ihm aber ein, einmal die Flucht zu ergreifen: so würde er ohne Gnade niedergehauen oder niedergeschossen werden.

Hauser wurde nun aus dem Gefängnisse entlassen, und konnte von diesem Augenblicke an, in dem Pallaste des Bascha frei herumgehen. Man wieß ihm verschiedene, zum Theil sehr mühsame Arbeiten an; er verrichtete alle mit vielem Fleiße. Das gefiel dem Bascha, und er gab sein Wohlgefallen Hausern dadurch sehr oft zu erkennen, daß er ihn zu sich rief, und ihm freundlichlachend beim Schopfe schüttelte.

Ueber Noth hatte Hauser eben nicht zu klagen; aber seine Lage wurde ihm dessen ungeachtet mit jedem Tage unerträglicher. Er sah nur zu deutlich, daß er weiter nichts sey, als ein Sklave des Bascha; daß er vielleicht sein ganzes Leben hier werde zubringen müssen, und daß er wahrscheinlich sein Vaterland nie wieder sehen werde. So sehr auch Hauser zur Lustigkeit geneigt war: so gab es doch Stunden, wo er etwas traurig wurde, und sich nach Befreiung sehnte.

Der Bascha hatte einen Sohn, der mit vieler Liebe an Hausern hieng. Meister Hauser

hatte ihm einige Kästchen gemacht, und dadurch sein ganzes Vertrauen erworben. Der Knabe erzählte dem Vater oft von Hausers Geschicklichkeit, und der Bascha ließ daher von Hausern verschiedene Geräthschaften machen.

Da dem Bascha die Arbeiten des Christen gefielen: so wünschte er um so mehr, Hausern immer bei sich zu haben. Das merkte dieser wohl, aber seine Wünsche stimmten mit des Baschas Wünschen nicht überein.

Die gefährliche Flucht.

Die Einwohner der Stadt, in welcher ietzt Meister Hauser wohnte, bestellten bei ihm Arbeiten in Menge; es war ihm aber von dem Bascha verbothen worden, diese Arbeiten zu keiner andern Zeit als in seinen Erhohlungsstunden zu verfertigen. Dessen ungeachtet erwarb sich Hauser durch solche Arbeiten eine hübsche Summe Geldes.

Drei Jahre hatte nun Hauser als Sklave hier verlebt; ietzt sann er ernstlich darauf, bei guter Gelegenheit die Flucht zu ergreifen,

und dadurch seiner Sklaverei ein Ende zu machen.

Freilich war es ein gefährliches Unternehmen für Hauser, sich heimlich davon zu machen. Wurde er eingehohlt, so war sein Tod unvermeidlich. Aber was wagt der Mensch nicht, um seine Freiheit zu retten!

Hauser beschloß fest bei sich, zu entfliehen. Dazu fand er auch bald eine schickliche Gelegenheit. Der Bascha erhielt von dem türkischen Kaiser ein Geschenk. Das gab ihm Veranlassung zu einem großen Freudenfeste, bei dem sich alles, was in den Pallast gehörte, in einem Taumel des Entzückens befand. Man jubelte, man schmauste, man trieb kindische Possen.

Heut oder niemals! dachte Hauser bei sich selbst. Wer weiß, ob sich jemahls wieder eine so gute Gelegenheit zur Flucht darbietet! —

Er packte sein Geld und einige nothwendige Sachen zusammen, schlich sich aus dem Pallaste und floh nun eilig davon.

Mehrere Stunden lang war Hauser bereits gelaufen, ohne irgendwo aufgehalten zu werden. An seiner Kleidung erkannte man ihn

überall für einen von des Baschas Leuten, und bewies ihm großen Respekt.

Erst zu Mittag vermißte man im Pallaste des Bascha den Christen. Man suchte ihn allenthalben, und als man ihn nirgends fand, befahl der Bascha, daß man ihn nach allen Seiten hin auf Pferden verfolgen sollte.

Schon neigte sich die Sonne zum Untergange, und Hauser schritt rasch durch ein Wäldchen. Alles um ihn herum war still; doch auf einmal hört er die Tritte eines Pferdes. — Er sieht sich um, und erblickt — welch' ein Schrecken für ihn! — einen von des Baschas Leuten mit gezogenem Schwerte auf ihn zureiten.

Nun bin ich verloren! rief Hauser. — Jetzt trat der Gedanke vor seine Seele: wenn du gefangen wirst, so mußt du sterben, vielleicht eines sehr schmählichen Todes sterben! — Dieser Gedanke gab ihm Muth. Er wollte sich bis zum Tode vertheidigen.

Der Reiter erreichte Meister Hausern und rief ihm zu, er sollte augenblicklich still stehen.

Meister Hauser erblickte in der Nähe einen Pfahl; schnell lief er hin, brach ihn aus, und stellte sich damit zu Gegenwehr.

Der Reiter wollte Hausern Eins mit dem Säbel versetzen; aber Hauser schlug ihm denselben mit dem Pfahl aus der Hand, faßte das Pferd beim Zügel, riß den Reiter herab, schwenkte sich selbst auf das Pferd, und sprengte im Galopp davon. Da gerade des Nachts der Mond schien, so ritt er die ganze Nacht hindurch, und rettete sich glücklich.

Hauser in Konstantinopel.

Zwei Tage darauf kam Meister Hauser in eine andere türkische Provinz, wo er das Pferd verkaufte, und seine Reise zu Fuße weiter fortsetzte. Glücklich erreichte er nach vielen Mühseligkeiten die ungeheur große Stadt Konstantinopel, die am Meere liegt.

Hausern gefiel es in Konstantinopel nicht übel, ob ihm gleich das Betragen der Türken gegen die Christen anstößig war. Durch seine Arbeiten erwarb er sich bald ein hübsches Vermögen.

Zwei Jahre hielt sich Hauser in dieser Stadt auf, in welcher er während dieser Zeit wohl zehn Erdbeben erlebte. Er wäre wahrscheinlich noch länger hier geblieben, wenn nicht in einigen Gegenden von Konstantinopel eine pestartige Krankheit um sich gegriffen hätte. Da er befürchten mußte, am Ende auch angesteckt zu werden, so faßte er den Entschluß, das türkische Reich, so bald als möglich zu verlassen.

Er machte die Bekanntschaft eines russischen Schiffskapitäns, der nach einer Woche Konstantinopel verlassen und auf seinem Schiffe nach Rußland zurücksegeln wollte. Kaum bemerkte der Kapitän, daß Hauser keine Lust habe in Konstantinopel zu bleiben: so that er ihm den Vorschlag, mit ihm nach Rußland zu reisen. Hauser nahm den Vorschlag an, und befand sich nach einigen Wochen im russischen Reiche.

Meister Hauser in Rußland.

Meister Hauser hatte sich in Konstantinopel ein Sümmchen Geld erworben und wäre vielleicht in einigen Jahren ein reicher Mann geworden, wenn er sich entschlossen hätte, in Konstantinopel zu bleiben. Ein Landsmann von ihm, der aus Hamburg gebürtig war, und sich als Kaufmann in der Residenzstadt des türkischen Kaisers aufhielt, wollte ihn dazu bereden. Meister Hauser, sagte er, wenn ihr nicht nach Hamburg zurückkehren wollt, so verlasset Konstantinopel nicht. Eure Arbeiten werden hier gut bezahlt, und ihr könnet euch auf diese Weise ein schönes Vermögen sammeln.

Das wäre alles recht gut, antwortete Hauser, aber wer steht mir dafür, daß ich dann mein Vermögen genieße? Die Pest wüthet in mehrern Provinzen des Reichs; auch in dieser Hauptstadt greift sie um sich; ich bin keinen Tag sicher, daß ich nicht angesteckt werde, und dann gute Nacht mit dem Geldsammeln! Wenn ich auf dem Leichenbrett ausgestreckt liege, und man mich in ein Loch wirft und verscharrt, wozu ist mir dann das Geld nütze?

Der Kaufmann konnte dagegen nichts einwenden, und da Meister Hauser von neuem große Lust zu reisen bekam, so verließ er Konstantinopel, und begab sich ins russische Reich, wo er auch glücklich ankam.

Wie ganz anders fand Meister Hauser es in Rußland, als in denienigen Ländern, in denen er bisher herum gereist war! In Afrika fand er es übermäßig warm, in Rußland übermäßig kalt. Die Kälte konnte Hauser nicht sehr vertragen; daher litt er auf seiner Reise in das nördliche Rußland großes Ungemach. Er war leicht gekleidet, und klapperte daher fast den ganzen Tag über vor Frost wie ein Storch.

Endlich konnte er es nicht länger aushalten. Er mußte in einer kleinen Stadt liegen bleiben, und sich wärmere Kleider machen lassen. Nach zwei Wochen waren sie fertig, und er reiste nun weiter. Gehüllt in tüchtige Pelze, bot er iezt der Kälte Troz, und rief aus: Der Mensch ist Herr über die Natur! Gegen große Hitze schüzt er sich durch schattigte Wohnungen, lederne Kissen, mit Wasser gefüllt, und kühlende Getränke; gegen die Kälte durch warme Oefen und Pelze! und so kann der Mensch un-

ter allen Himmelsstrichen bequem und angenehm leben!

Allein es währte nicht lange, so wurde Hauser doch sehr unwillig auf die Kälte in Rußland.

Meister Hauser erfriert die Nase.

Es war ein harter Winter, in welchem Meister Hauser sich auf der Reise nach dem Innern von Rußland befand. Er erreichte ein Städtchen, das ihm wohl gefiel. Die Häuser waren ziemlich regelmäßig gebaut, die Einwohner froh gesinnt und gastfrei, und Hauser beschloß daher, sich eine Zeitlang hier aufzuhalten.

Zu seiner großen Freude fand er hier ein Paar Kaufleute, die Deutsch sprechen konnten. An diese wandte er sich, und bat sie, ihm Arbeit zu verschaffen.

Es dauerte nicht lange, so sah sich Meister Hauser mit Arbeiten überhäuft. Er hätte sich hier wohlbefunden, wenn nicht die Kälte ihm das Leben sauer gemacht hätte. Eines Tages mußte er einen etwas langen Gang machen. Er hüllte sich zwar in seinen Pelz, aber

das Gesicht blieb frei. Die Kälte war entsetzlich groß. Ohren und Nasen wurden von ihr am meisten angegriffen, und Meister Hausern begegnete der Unfall, daß seine Nase erfror.

Er eilte, so schnell er nur konnte, in das Haus eines Bekannten, stürzte in die warme Stube, und dort an den heißen Ofen, um seine Nase aufzuthauen.

Das war von Hausern übel gehandelt. Denn wenn man ein Glied erfriert, so darf man es durchaus nicht in eine große Wärme bringen, sonst wird es erst damit recht schlimm. Es ist vielmehr nöthig, daß man dieses Glied in Schnee oder recht kaltes Wasser steckt und es darin eine Zeitlang läßt.

Das war aber noch nicht genug, daß Hauser seine Nase in die warme Stube und an den Ofen brachte, er fieng nun auch an, sie gewaltig zu reiben, und verschlimmerte dadurch das Uebel gar sehr.

Die Nase sah roth und blau aus und der Wundarzt, der sie sah, versicherte, daß die Sache etwas gefährlich sey. Sechs Wochen lang litt Hauser an der Nase bisweilen empfindliche Schmerzen, konnte wenig arbeiten,

mußte dem Arzte und Apotheker viel bezahlen, und war am Ende nur noch froh, daß er mit der Nase davon kam. Er besorgte, daß man sie ihm werde abnehmen müssen, ein Gedanke, der ihn schaudern machte.

Das Nasenfest.

Als der Arzt, der Hausers Nase heilte, ihm erklärte, daß nun keine Gefahr mehr sey, sondern daß die Nase nun völlig wieder hergestellt wäre, hatte Meister Hauser eine große Freude. Seine Bekannten kamen zu ihm, und wünschten ihm Glück zur Wiedergenesung seiner Nase. Es gab dabei viel Spaß; denn die Russen lieben den Scherz und lustige Einfälle.

Einer von Hausers Bekannten machte ihm den Vorschlag, dieser Wiedergenesung zu Ehren ein Fest anzustellen. Das ließ sich Hauser, der die Feste liebte, nicht zweimal sagen. Einige Tage darauf wurden alle seine Bekannten zu ihm eingeladen.

Es kamen mehrere wohlschmeckende Gerichte auf den Tisch, und da der Wein in jener Gegend sehr theuer war, so trank man Brannt-

Branntwein, den die Russen sehr lieben. Einer von den Gästen brachte die Gesundheit aus: Auf das Wohlbefinden aller Nasen, besonders der Nase unsers Meister Hausers!

Dieser Nasenscherz gefiel den Gästen so sehr, daß sie sich vor Lachen halten mußten. (Ob wir in Deutschland wohl auch einen so großen Gefallen an dergleichen Scherzen finden könnten?)

Meister Hauser hatte auch Musik bestellt. Als der Schmaus geendigt war, fieng man an zu tanzen, und tanzte bis nach Mitternacht; denn die Russen lieben Musik und Tanz gar sehr. Allen hatte dieses Fest große Freude gemacht. Wenn sie späterhin davon sprachen, so hießen sie es immer, im Scherze, das Nasenfest.

Die Wolfsjagd.

In der Gegend, in welcher sich Meister Hauser aufhielt, befanden sich mehrere Wälder, in welchen große Heerden von Wölfen herumstrichen. Sie waren so kühn geworden, daß sie in Dörfer und Städte einfielen, und die Thiere raubten, deren sie habhaft werden konnten.

Diese Kühnheit würden die Wölfe, die sich vor den Menschen scheuen, nicht erlangt haben, wenn die Kälte nicht so schrecklich groß gewesen wäre. Alles war mit Schnee bedeckt, und fest gefroren. Den Wölfen war es daher unmöglich, auf den Feldern etwas zu fressen zu finden; sie hungerten gewöhnlich lange; aber wenn sie es nicht mehr aushalten konnten, wagten sie sich an die Wohnungen der Menschen, und suchten dort etwas zu erhaschen.

Nun war niemand mehr seines Lebens sicher, und man traute sich kaum des Abends vor die Thüre, vielweniger über Land zu gehen.

Die Einwohner der herumliegenden Oerter warfen mit Fleiß Aeser und anderes Fleisch nahe an den Wäldern hin, um nur die Wölfe

zu sättigen, und von den Besuchen in ihren Häusern abzuhalten; aber auch das half nicht viel; die Thiere erschienen doch.

Unter diesen Umständen blieb nichts anderes übrig, als daß sich die umliegenden Oerter vereinigten, und eine gemeinschaftliche Jagd auf die Wölfe machten. Diese Jagd wurde wirklich beschlossen und ein Tag dazu festgesetzt.

Hauser wollte mit ziehen, und versah sich mit einer guten Flinte; den türkischen Säbel, den er in Konstantinopel gekauft hatte, wollte er auch mit nehmen.

Mehrere hundert Russen zogen aus. Viele hatten Flinten; die übrigen waren mit Aexten, Spießen und tüchtigen Knitteln bewaffnet. Die Hunde, die mit genommen wurden, waren groß, stark und mit Halsbändern versehen, in welchen spitzige eiserne Zinken stacken.

Meister Hauser hatte Lust bekommen, der Jagd zu Pferde beizuwohnen. Man widerrieth ihm dieses zwar, und versicherte ihn, daß die Pferde, so wie sie in die Nähe der Wölfe kämen, oder ihre Spur röchen, scheu würden, und nicht leicht von der Stelle zu bringen wä-

ren; aber Hauser wollte dies nicht glauben, miethete sich einen rüstigen Gaul, und ritt auf demselben nach den Wäldern, in welchen sich die Wölfe aufhielten.

Auf einem großen Platze kamen alle Wolfsjäger zusammen, und beredeten sich, wie sie es anfangen wollten, um diese Thiere zu umzingeln. Es wurde beschlossen, daß die besten Jäger sich vor die Wälder hinstellen, die übrigen aber diese Wälder umgehen, ein Geschrei erheben, und die Raubthiere den Jägern zujagen sollten.

Meister Hauser wollte die letztern begleiten. Allein kaum kam man den Wölfen auf die Spur, so stand sein Pferd still, und wollte nicht weiter. Er trieb es an, aber es wendete um, und wollte nach Hause. Als Hauser ihm einige Streiche versetzte, bäumte es sich, und wollte durchaus nicht vorwärts.

Bald vernahm man in einem nahen Walde das Geheul der Wölfe. Jetzt wurde Hausers Pferd vollends wild. Er gab ihm die Sporne. Es fieng an Sprünge zu machen, und, wupp! da lag Hauser samt der Flinte und dem Säbel auf dem gefrornen Boden. Er fiel so hart, daß er nur mit Mühe wieder aufstehen konnte. Das

Pferd lief in wildem Galopp nach Hause, Hauser aber mußte nun zu Fuße die Jagd mit machen.

Hunde und Menschen erhoben ein schreckliches Geschrei. Die Wölfe geriethen in Angst. Wild stürzten sie aus dem Walde. Zwanzig Schüsse fielen auf einmal, und acht Wölfe stürzten todt darnieder; drei bis vier wurden stark verwundet, und hinterließen blutige Spuren. Die übrigen Thiere wendeten um, und flohen zurück in den Wald.

Das Geschrei am andern Ende des Waldes erhob sich von neuem. Vier Wölfe rannten an diesem Ende heraus. Zwei wurden von Hunden gepackt, aber die Wölfe faßten diese wüthend mit ihren Zähnen, und warfen sie ein Stück weit von sich. Die Hunde hatten nicht mehr den Muth, einen neuen Anfall zu wagen.

Zwanzig Bauern stürzten mit ihren Spiessen und Knitteln auf die vier Wölfe, und diese bekamen so viel Rippenstöße und Stiche, daß sie halb todt herumtaumelten. Einer von den entfernten Jägern schrie: Schlagt sie nur auf den Rücken, dort sind sie am empfindlichsten! Das geschah. Drei von den Wölfen erhielten so tüch-

tige Klappse auf das Rückgrad, daß sie sogleich todt zu Boden stürzten. Aber der vierte Wolf blieb am Leben. Er war in der Seite verwundet. Wild stürzte er gerade auf Meister Hauser zu. Dieser drückte die Flinte auf ihn ab; aber der Schuß ging über das Thier hinaus. Wüthend rannte der Wolf auf ihn loß. Hauser dachte, daß es nun mit ihm aus seyn werde. Er wollte den Säbel ziehen, aber die Klinge stack zu fest in der Scheide. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als mit der Flinte sich seiner Haut zu wehren. Er faßte sie an dem dünnen Ende, und versetzte den Wolf mit der Kolbe einen so derben Schlag auf den Rücken, daß derselbe hinfiel, um nie wieder aufzustehen.

Wie froh war Hauser, als er seinen Feind vor sich liegen sah. Aber da er ihn ein Paar Augenblicke von neuem betrachtete, stürzte ein anderer Wolf auf ihn zu. Glücklicherweise waren zwei tüchtige Hunde in der Nähe; sie fielen das Raubthier an; Hauser sprang dazu, und hämmerte mit der Flintenkolbe so lange auf des Thieres Rücken, bis es ermattet niedersank. Ein Paar Schläge auf den Kopf nahmen demselben vollends das Leben.

Die Jagd lief überhaupt sehr glücklich ab. Es wurden diesen Tag mehrere dreißig Wölfe erschossen. Die, welche noch am Leben blieben, wurden so scheu gemacht, daß sie diese Gegend eiligst verließen, und sich fürchteten, wieder zu kehren. Triumphirend zogen die Wolfsiäger nach ihren Wohnungen zurück, wo den erlegten Thieren die Felle abgezogen wurden.

Meister Hausers Vergnügungen in Rußland.

Meister Hauser glaubte nicht, daß er in Rußland viel Vergnügen genießen würde. Wie könnte man nur in diesem kalten Lande lustig seyn! dachte er oft; aber ietzt wurde er ein Besseres belehrt. Je mehr Hauser die Russen und Rußland kennen lernte, desto mehr wurde er für beide eingenommen.

Der Russe ist kraftvoll, muthig, in seinem Umgange herzlich und sehr dienstfertig. Es macht ihm Freude, wenn Fremde bei ihm einkehren, und sich die Gerichte wohl schmecken lassen, die er ihnen auftischt. Nur selten nimmt er Geld dafür an. Was der Russe hat, gibt

er gerne her, und man findet nur wenige Länder, wo die Gastfreundschaft so groß wäre, als in Rußland.

Dabei ist der Russe fröhlichen Gemüthes, singt und tanzt gerne, liebt den Scherz, ist aufrichtig und offenherzig.

Dies alles gefiel Meister Hausern sehr wohl. Da sage man mir nicht, sprach er mehrmals, daß nur in Hamburg gut leben sey; in Rußland kann man sich auch seines Daseyns, und zwar recht herzlich freuen!

Es verging kein Tag, an welchem Hauser nicht irgend wohin eingeladen worden wäre. In den Gesellschaften, in die er kam, ging es immer sehr lustig zu. Er mußte, als er sich in der russischen Sprache ausdrücken konnte, den Anwesenden viel von Deutschland und denjenigen Ländern erzählen, die er durchreist hatte.

Wenn er in die Stube eines Bekannten trat, freute sich alles über seine Ankunft. Er wurde herzlich bewillkommt, mußte sich gleich niederlassen, essen und trinken, und dann den aufmerksamen Zuhörern erzählen. Oft saß er in der Mitte von beinahe hundert Personen, die

andächtig auf alles Acht gaben, was er vorbrachte.

Dies machte Hausern große Freude. Was will ich mehr? sagte er oft; ich bin ia ein ordentlicher Professor, und habe mehr Zuhörer, als mancher berühmte Professor auf einer Universität!

Auch die Jagd machte Hausern großes Vergnügen. Es gab in der Gegend, wo er sich aufhielt, viele Hasen, und eine Menge wilden Geflügels. Jedermann hatte das Recht zu schießen. Diese Freiheit benutzte Hauser oft; wenn er nichts zu thun hatte, hängte er die Flinte um, und ging auf die Jagd. Selten kam er zurück, ohne einen oder ein Paar Hasen, wilde Enten oder Gänse mit zu bringen.

Fast alle Sonntage fuhr er des Nachmittags mit einigen Bekannten in der umliegenden Gegend herum. So schnell war Hauser nirgends gefahren; denn fast in keinem Lande fährt man mit einer so rasenden Schnelligkeit, als in Rußland. Unter solchen Vergnügungen vergingen Hausern in Rußland die Tage wie Stunden, die Stunden wie Minuten. Dessen ungeachtet vergaß er sein Vaterland nicht, son-

dern dachte oft an Deutschland, und ganz vorzüglich an Niedersachsen, und insbesondere an Hamburg.

Das ist gewiß, sagte Hauser zu wiederholtenmalen, daß der Mensch in allen Ländern mancherlei Freuden findet, aber Deutschland bleibt doch Deutschland, und Hamburg bleibt Hamburg. Es gibt nur ein Deutschland und nur ein Hamburg in der Welt.

Erzählte Hauser von der Stadt Hamburg, so war er am beredtesten, er trieb seine Lobeserhebungen dieser Stadt oft so weit, daß seine Zuhörer laut auflachen mußten, und ihm zuriefen: Mäßigt euch, Hauser! mäßigt euch! Wenn Hamburg wirklich so ist, wie ihr es beschreibt, so wissen wir, wo das Paradies liegt.

Aber Hauser ließ sich dadurch nicht abhalten, seine Lobeserhebungen fortzusetzen; denn nie erscheint dem Menschen sein Vaterland oder seine Vaterstadt so schön, als wenn er davon weit entfernt ist.

Meister Hauser in St. Petersburg.

Obgleich Hauser in dem russischen Städtchen, in welchem er sich bis iezt aufgehalten hatte, viel Vergnügen genoß, so beschloß er doch nach einem Jahre, dasselbe zu verlassen. Seine Freunde thaten ihm zwar den Vorschlag, er möchte sich dort ein Haus kaufen, ein Weib nehmen und bei ihnen bleiben. Aber Hauser rief aus: Das thue ich nun und nimmermehr! In Deutschland bin ich gebohren, dahin will ich auch zurückkehren, und einst in dem Lande meiner Väter mein Haupt zu Ruhe legen.

Meister Hauser stand nun in den Jahren, in welchen der Mensch ernsthafter und bedachtsamer wird. Ich bin nun genug herum gereist, dachte er bei sich, nun muß ich eilen, dahin zurück zu kehren, wo ich meine Jugendiahre, die schönsten Jahre meines Lebens, zugebracht habe.

Es fand sich eine Gelegenheit, mit der er bis an Deutschlands Grenze reisen konnte, allein er wollte doch Rußland nicht verlassen, ohne die Hauptstadt dieses unermeßlichen Rei-

ches zu sehen, und begab sich daher nach St. Petersburg.

Sonst war **Moskau** die Residenzstadt der russischen Herrscher, jetzt ist es **St. Petersburg.**

Hauser kam glücklich in St. Petersburg an. Der Anblick der Stadt setzte ihn in frohes Erstaunen. Er hatte sich dieselbe weder so groß, noch so schön vorgestellt.

Mehrere Strassen waren voll Menschen und viele Häuser wahre Prachtgebäude. Hauser lief mehrere Tage in St. Petersburg herum, um sich mit dem Aeußerlichen der Stadt bekannt zu machen. Ueberall wimmelte es von Fremden. Hier rief ein Italiener: kauft Citronen, Pomeranzen, Datteln, Feigen! dort hüpfte ein munterer Franzose und trillerte ein frohes Liedchen; hier boten russische Eßwaarenhändler Würste, gebratene Gänse u. d. m. feil; dort trat ein Spanier ernst und feierlich stolz einher; nicht weit davon stand ein Haufen Deutscher — ein Gemisch von Kaufleuten, Gelehrten und Handwerkern, anderwärts trieben sich Tartaren, Kalmucken, Sibirier und Menschen von andern Nationen herum. Hier ist

die Welt im Kleinen, sagte Meister Hauser, und freute sich über das Leben, das er in allen Strassen fand.

Unter den Deutschen, die sich in St. Petersburg aufhielten, befanden sich auch mehrere Hamburger, die Hauser aufsuchte. Sie empfingen ihn mit deutscher Treuherzigkeit, und verschaften ihm bald Arbeit, wodurch er sich so viel Geld erwarb, daß er bequem leben, und noch etwas ersparen konnte.

Viele Lebensbedürfnisse fand Hauser in St. Petersburg sehr theuer. Ein Reisender, der sich blos zum Vergnügen in dieser Stadt aufhält, muß einen gut gefüllten Beutel haben.

Meister Hauser blieb in St. Petersburg beinahe ein Jahr. Auch da fand er den Winter entsetzlich kalt. Doch die Einwohner wußten sich vor der Strenge desselben recht gut zu schützen. Sie hatten doppelte Fenster, eben solche Stubenthüren, gut geheitzte Oefen und warme Pelzkleider. Viele waren mit diesen Erwärmungsmitteln noch nicht zufrieden, sondern glaubten sich durch hitzige Getränke erwärmen zu müssen. Die Folge davon war, daß viele

an der Lungensucht in ihren besten Jahren starben.

Eine Unbequemlichkeit hatte hier der Winter, an die sich Meister Hauser nicht recht gewöhnen wollte. Es war nämlich fast immer Nacht und Dämmerung. Die Sonne ging spät des Vormittags auf, und früh des Nachmittags unter, so, daß die Sonne oft nur wenige Stunden am Himmel stand. War dieser vollends mit Wolken überzogen: so hatte man statt des lichten Tages nur Dämmerung, die an Finsterniß gegrenzt hätte, wenn sie nicht von dem weißen Schnee etwas erhellt worden wäre.

Bisweilen gab es auch herrliche Wintertage. Der Himmel kam dann Meister Hausern so rein blau, und die Sonne so freundlich glänzend vor, als er beide in Hamburg nie gesehen hatte.

In Petersburg und in der umliegenden Gegend wurde viel Schlitten gefahren. Meister Hauser, der diese Lustbarkeit liebte, machte sich dieselbe oft.

Auffallend war es ihm in mehrern Städten Rußlands, auf Marktplätzen eine Menge kleiner hölzerner Häuser zu finden, die man

hin und her bewegen konnte. Man erklärte ihm, daß diese Häuser, so wie bei uns kleinere Holzwaaren, verkauft würden. Der Käufer läßt dann sein gekauftes Haus von Pferden oder andern Zugthieren auf einen beliebigen Platz hinziehen.

Als Meister Hauser in St. Petersburg war, regierte noch die Kaiserin Katharina II., die vor einigen Jahren gestorben ist. Diese weiße Fürstin that viel für die Bildung und bessere Erziehung der Russen. Sie zog viele ausländische Gelehrte, Künstler und Handwerker in ihr Land, damit ihre Unterthanen von ihnen lernen sollten. Sie wurde allgemein geliebt, und von ihren Unterthanen gewöhnlich in traulichem Tone Matuschka genannt, welches auf Deutsch Mütterchen heißt. Nach dem Tode dieser geliebten Mutter des Landes kam ihr Sohn Paul I. auf den Thron. Er regierte wenige Jahre. Sein ältester Sohn Alexander I. folgte ihm, und regiert seitdem das Land mit Milde und Weisheit, und wenn man unter den ietzigen Regenten einen guten, geliebten Monarchen nennen will, so nennt man Alexander den Ersten.

Alexanders Mutter, die Gemahlin des Kaisers Paul I., ist eine der edelsten Fürstinnen, die ie gelebt haben. Die Erziehung ihrer Kinder lag ihr immer sehr am Herzen; sie führt die Aufsicht über mehrere nützliche Anstalten, und wann etwas Gutes zu unternehmen ist, so ist sie immer bereit, dieses Gute zu unterstützen. Sie heißt Maria Feodorowna.

Auch die iezt regierende Kaiserin, Gemahlin Alexanders des Ersten, wird als eine treffliche Fürstin gerühmt.

Ein kläglicher Anblick.

Eines Tages befand sich Hauser in einer Strasse von St. Petersburg, in welcher auf einmal ein großer Auflauf entstand. Meister Hauser fragte, was dieser Zusammenlauf zu bedeuten habe. Aber keiner wollte ihm darauf antworten, denn alles eilte nach einem Platze, wo bereits mehrere hundert Menschen standen.

Meister Hauser konnte sich nicht enthalten, auch hinzugehen. Er kam an dem Platze an, und hatte nun einen kläglichen Anblick. Er sah nämlich in einem Kreise bewaffnete Sol-

daten mehrere Verbrecher stehen, die ihr Urtheil empfiengen.

Vier von ihnen, die über Diebstählen ertappt worden waren, sollten ieder sechzig Knutenhiebe bekommen. Die Knute ist eine lederne Peitsche voll Knoten und thut entsetzlich wehe. Funfzig Stockprügel verursachen keinen so grossen Schmerz als funfzehn Knutenhiebe. Diese verursachen besonders bei hagern Personen eine unbeschreiblich schmerzhafte Empfindung. Bei iedem Hiebe wird der ganze Körper erschüttert, und dem Verbrecher, der ihn erhält, däucht es, als zittre die Erde unter ihm, und als müsse er umfallen.

Einer von den vier Verbrechern stürzte, als er kaum die Hälfte der Hiebe erhalten hatte, halb todt zur Erde und mußte fortgetragen werden. Noch schlimmer ging es zwei andern armen Sündern, die des Menschenmords überwiesen waren. Sie waren in Ketten geschmiedet. Jeder von ihnen wurde zu hundert und funfzig Knutenhieben verurtheilt. Ehe sie aber diese Strafe litten, schlitzte man ihnen die Nasenlöcher auf, schnitt ihnen die Ohren ab, und brandmarkte sie mit einem glühenden Eisen, das die Gestalt eines Rades hatte.

Meister Hauser wurde durch den Anblick der Martern, die die Verbrecher litten, so erschüttert, daß er sich entfernen mußte, noch ehe die Strafe mit der Knute an ihnen vollzogen wurde. Er hörte aber nach einer Stunde, daß die Verbrecher während der Hiebe zwar mehrmals in Ohnmacht gesunken wären, aber die Strafe doch überstanden hätten. Man warf sie dann in ein enges Fuhrwerk, und schleppte sie nach Sibirien, wo sie zeitlebens in Ketten in Bergwerken arbeiten sollten.

Rührend soll der Abschied gewesen seyn, den die Frauen und Kinder der Verbrecher von ihren Männern und Vätern nahmen. Als diese in das Fuhrwerk geworfen wurden, drängten sich jene händeringend und jammernd herbei, reichten den Unglücklichen die Hand, fielen ihnen in die Arme, und riefen ihnen ein herzzerreißendes Lebewohl zu.

Auch diejenigen Zuschauer, die wenig Gefühl hatten, weinten bei diesem rührenden Auftritte gleich kleinen Kindern. O wie vernichtet das Laster, sagten mehrere, die schönsten Freuden und Verhältnisse des Lebens! Gatten reißt es von der Brust liebender Gattinnen, Väter

aus den Armen geliebter Kinder, Freunde von dem Herzen aufrichtiger Freunde. Wohl den Menschen, wohl den Völkern, bei denen nur Liebe zum Guten wohnt!

Der Vorschlag.

Meister Hauser wurde in St. Petersburg bald als ein sehr geschickter Schreiner bekannt, und man bestellte vieles bei ihm. Eines Tages trat ein russischer Herr in Hausers Werkstatt, und grüßte ihn freundlich. Hauser dankte eben so freundlich, und nöthigte den Fremden, sich bei ihm niederzulassen.

Der russische Herr that dieß, und fieng nun an, Hausern viele Complimente wegen seiner guten Arbeit zu machen. Meister Hauser wußte nicht, wo das hinaus sollte.

Endlich rückte der Russe mit der Sprache heraus. Er erzählte Hausern, daß die Kaiserin in Kamtschatka eine neue Kolonie anlegen wolle, wohin besonders geschickte Handwerker kommen sollten, und da Hauser ein so guter Schreiner sey, so wünsche man, daß er sich

entschlösse, nach Kamtschatka mitzureisen, und sich dort niederzulassen.

Hauser dachte einige Augenblicke nach. Dann schüttelte er den Kopf, und sagte: in Kamtschatka soll es verdammt kalt seyn, und ich liebe eine so große Kälte nicht. Der russische Herr versicherte ihm, daß er sich die Kälte schrecklicher vorstelle, als sie wirklich sey; daß es in Kamtschatka Holz gebe, womit man sich eine warme Stube, und Thiere, aus deren wohlbehaarten Fellen man sich warme Kleider machen könne.

Aber Meister Hauser hatte von Kamtschatka und Sibirien schon zu viel Schlimmes gehört, als daß solche Vorstellungen viel gefruchtet hätten. Er schüttelte von neuem den Kopf, und dankte für Kamtschatka. Der Russe fuhr fort, ihm dieses Land von einer vortheilhaften Seite zu schildern, und sagte unter andern auch, daß die Schlittenfahrten in Kamtschatka sehr lustig wären, indem man daselbst mit Hunden und Rennthieren fahre. Aber auch das machte auf Hausern keinen Eindruck. Ich möchte das Ding wohl einmal mit ansehen, sagte er, es muß sich poßirlich ausnehmen,

wenn ein Zug Hunde vor den Schlitten gespannt ist. Aber deßhalb nach Kamtschatka zu reisen, nein, dafür danke ich. Komme ich nach Hamburg, so fahre ich mit Hollsteiner Pferden. Das sind auch gute Renner.

Was auch immer der russische Herr sagen mochte, Hauser blieb bei seiner Weigerung. Der Russe verließ ihn mit den Worten: Bedenket euch, Meister Hauser; verscherzet euer Glück nicht; in Kamtschatka könnt ihr ein reicher und angesehener Mann werden.

Und wenn ich König von Kamtschatka werden könnte, sprach Hauser, so ginge ich nicht hin. Der Schreiner Hauser in Hamburg kann in Hamburg glücklicher leben, als der König Hauser in Kamtschatka. Hauser ging nicht nach Kamtschatka.

Meister Hauser in Liefland.

Die Vaterlandsliebe erwachte bei Hausern iezt stärker als ie. Was hilft es mir, sagte er zu sich selbst, daß ich mich in fremden Landen so lange herumtreibe? Ich will nach dem lieben Deutschland zurückkehren, und dort meine übrigen Tage verleben.

Hauser verließ St. Petersburg. Anfangs war er unschlüßig, ob er zu Schiffe oder auf dem Lande die Reise nach Hamburg machen sollte. Er entschloß sich zu dem letztern.

Der Weg führte Hausern auch durch Liefland, einer Provinz, die schon lange unter russischer Herrschaft steht. Meister Hauser fand bei den reichen Liefländern vieles, was ihm wohl gefiel, aber desto größer war das Elend der Bauern. Er fand sie in unreinlichen Hütten wohnen, faul und dem Trunke ergeben. Als Hauser nach der Ursache dieses Elends forschte, fand er dieselbe nicht sowohl in den Bauern als vielmehr in den Herren derselben.

Die liefländischen Bauern wurden von ihren Herren, deren Sklaven sie waren, wie das unvernünftige Vieh behandelt, besaßen kein

Eigenthum, mußten viele Frohndienste thun, und wenn sie nur einen kleinen Fehler begingen, wurden sie unbarmherzig mit Knutenhieben gezüchtiget. Meister Hauser sah es mit eigenen Augen, wie zwei Bauern, die eine Kleinigkeit verbrochen hatten, zu Tode gepeitscht wurden, und daher war es wohl verzeihlich, daß er späterhin öfters versicherte, er wolle lieber ein Ochse als ein Liefländischer Bauer seyn.

Nicht alle Herren in Liefland waren so unbarmherzige Barbaren; er hörte auch von mehrern, die von ihren Bauern wie Väter geliebt wurden, aber die meisten waren doch Unmenschen, die den Tiegern und Hyänen glichen.

Auch ietzt gibt es in diesem Lande noch solche Ungeheuer, aber ihre Anzahl vermindert sich mit iedem Jahre, seit dem der menschenfreundliche Kaiser Alexander I. auf dem russischen Throne sitzt. Vielleicht, daß nach einer Reihe von Jahren die alte Barbarei in Liefland ganz verschwunden ist. Das gebe der Himmel!

Die Wiederkehr.

Aus Liefland kam Hauser in das Königreich Preußen. Er hörte nun fast lauter Deutsch sprechen. Das war ein wahrer Ohrenschmauß für ihn.

Wie froh war Hauser, als er Berlin, die Residenz des Königs von Preußen, erreichte. Berlin gefiel ihm fast noch besser als Wien, nur daß die letzte Stadt in einer weit schönern Gegend liegt. Berlin hat mehrere prächtige Palläste, und unter den Thoren dieser großen und schönen Stadt verdient besonders das Brandenburger als ein Meisterstück der Baukunst gesehen zu werden.

In Potsdam, das nicht weit von Berlin liegt, und wo sich die Könige von Preußen viel aufzuhalten pflegen, gefiel es Hausern noch besser als in Berlin.

Nach zwei Wochen näherte sich endlich der vielgereiste Hauser der Stadt Hamburg. Als er die Thürme derselben erblickte, war er vor Freude außer sich, faltete die Hände, blickte gen Himmel und rief aus: Gott, ich danke dir, daß du mich wieder hieher gebracht hast!

Hauser verdoppelte seine Schritte, und stand bald an einem Thore von Hamburg. Er eilte sogleich zu einem alten Freunde, der ihn herzlich bewillkommte.

Es dauerte nicht lange, so sah sich Meister Hauser von einer Menge guter Freunde und Bekannten umringt. Alle freuten sich, ihn wieder zu sehen. Viel größer noch war seine Freude.

O möchte sie allen zu Theil werden, die in fremden Landen wohnen, und sich nach dem Vaterlande sehnen! Nie verließ Meister Hauser seine Heimath wieder.

Glatz.

Das Planiglob,
oder
die sogenannte Weltkarte.

Auf dieser Karte ist die ganze Fläche der Erde abgebildet. Bekanntlich hat die Erde eine kugelähnliche Gestalt, und wenn man sie also nach der Natur vorstellen will; so muß man die Karte über eine Kugel von Holz, Pappe oder dergleichen ziehen. Eine solche künstliche Kugel nennt man einen Globus, der allerdings beim Gebrauch bequemer ist, um sich einen deutlichen Begriff von der Lage der Länder und Oerter zu machen, als das Planiglob, welches die beiden Hälften der Erdkugel als Ebenen darstellt. Indeß kann man sich auch mit dieser, als der wohlfeilern, und zu den übrigen Karten gut passenden Abbildung behelfen, wenn man nur die darauf gezogenen Linien und Kreise versteht.

In Betracht der Stellung der Erde gegen die Sonne heißt diejenige Hälfte, wo Europa, Asien und Afrika liegt, die östliche Halbkugel; die andere, welche Amerika enthält, die westliche. Jede dieser Halbkugeln ist hier auf der Karte mit einem zirkelförmigen Kreise umgeben, und dieser Kreis ist mit den Zahlen 10, 20, 30 rc. bis 90 in abgemessenen gleichen Entfernungen bezeichnet. Diese Zahlen beziehen sich auf die mathematische Eintheilung eines jeden Zirkels in 360 Grade; denn da die Erde eine fast kugelrunde Gestalt hat, so kann man sich auch um dieselbe solche Zirkellinien denken, und sie dann in Grade eintheilen. Der Nutzen dieser Eintheilung besteht darinn, daß man nach derselben die Lage der Oerter bestimmt, und ohne Weitläuftigkeit angeben kann, wie wir nachher sehen werden. —

Die Erde ist, wie schon gesagt, keine vollkommen runde Kugel, sondern sie ist an zwei Enden ein wenig zusammen gedrückt, so daß sie in der Gestalt ungefähr einer Pomeranze ähnelt. Jene beiden Endpunkte heißen Pole, und zwar — ebenfalls in Rücksicht auf die Stellung gegen die Sonne — der eine, Nordpol, der

andere, Südpol. Von dem einen Pole zum andern denkt man sich mitten durch die Erde eine gerade Linie, und nennt sie die Erdachse, weil sich die Erde bei ihrer täglichen Bewegung gleichsam um diese Linie, wie ein Rad um seine Achse, dreht.

Eine andere Linie denkt man sich um die Mitte der Erde rings herum, in gleich weiter Entfernung von beiden Polen, und diese wird der Aequator oder die Linie in engerer Bedeutung genannt. Wir sehen sie hier auf der Karte mitten durch die westliche und östliche Halbkugel gezogen, und da sie eigentlich eine Zirkellinie ist, so hat man sie in Grade getheilt, und mit Zahlen, die sich hierauf beziehen, bezeichnet. Der Aequator theilt die Erdkugel in zwei Hälften, wovon die nach dem Nordpol zu die nördliche, die entgegenstehende aber, die südliche Halbkugel heißt.

Auf beiden Seiten des Aequators, und in gleicher Entfernung von demselben, finden wir noch zwei gebogene stärkere Linien, deren Enden an der Kreislinie der Halbkugeln etwas über 23 Grade stehen, und die den Namen Wendezirkel oder Wendekreise führen, weil die

Sonne nach ihrer scheinbaren Bewegung innerhalb derselben sich wendet. Der Wendezirkel zwischen dem Aequator und dem Nordpol heißt der Sonnenwendezirkel des Krebses (Tropicus cancri); der zwischen dem Aequator und dem Südpol, der Sonnenwendezirkel des Steinbocks (Tropicus capricorni). Den Grund dieser Benennungen nachher. — Die Bahn der Sonne ist durch eine eigene Linie zwischen beiden Wendezirkeln angezeigt. Sie fängt sich an dem äußersten Ende des Aequators in der westlichen Halbkugel an, läuft gegen die Mitte des Sonnenwendezirkels des Krebses hinauf, und nachdem sie denselben berührt hat, senkt sie sich allmählig wieder hinunter nach dem Aequator, durchschneidet diesen gerade da, wo die östliche und westliche Halbkugel zusammenstossen, geht durch die östliche Halbkugel nach dem Sonnenwendezirkel des Steinbocks, den sie ebenfalls berührt, und alsdann sich wieder nach dem äusserſten Ende des Aequators in dieser Halbkugel hinaufzieht. Diese Linie zeigt also den scheinbaren jährlichen Lauf der Sonne an, und heißt dieserhalb auch Sonnenbahn, oder Ekliptik. Sie ist in zwölf gleiche Theile getheilt, welche ihre Namen von gewissen Sternbildern ha-

ben, als Widder, Stier, Zwillinge ꝛc.; sie werden auch Zeichen genannt, und sind gewöhnlich in Kalendern angegeben. Jeder von diesen Theilen hat 30 Grade, folglich beträgt wiederum die ganze Linie (wie alle Zirkel) 360 Grade, und in iedem Theile oder Zeichen verweilt die Sonne ungefähr einen Monat, daher die Redensarten: die Sonne steht in dem Zeichen des Stiers; oder: sie tritt in das Zeichen der Waage ꝛc. Wenn die Sonne den Wendezirkel zwischen dem Aequator und Nordpol berührt, so steht sie in dem Zeichen des Krebses; berührt sie den Wendezirkel zwischen dem Aequator und Südpol, so steht sie in dem Zeichen des Steinbocks. Hieraus hat man sich die obigen Benennungen der Wendezirkel zu erklären.

Aehnliche Zirkel, wie die Wendezirkel, erblickt man an beiden Polen; sie heißen auch dieserhalb Polarzirkel, und sind eben so weit von den Polen entfernt, als die Wendezirkel vom Aequator, nämlich etwas über 23 Grade. Mit ihnen laufen noch mehrere feine Zirkellinien parallel, die um desto kleiner werden, ie näher sie den Polen kommen, und im Gegentheil; man nennt sie Parallelzirkel.

Endlich sind noch eine Menge feiner Zirkellinien von einem Pole zum andern gezogen, welche die Polarzirkel, Wendezirkel und den Aequator rechtwinklicht durchschneiden, und Mittagszirkel oder Meridiane genannt werden, weil die Sonne scheinbar darinn steht, wenn es Mittag ist; daher hat auch ieder Ort seinen eigenen Meridian. Der im Anfange erwähnte zirkelförmige Kreis, womit man die östliche und westliche Halbkugel gleichsam eingefaßt hat, ist ebenfalls als ein Meridian anzusehen, und als Zirkel in 360 Grade getheilt. Da aber iede Halbkugel hier vom Aequator in zwei Hälften getheilt wird, und man die Grade der Mittagszirkel erst vom Aequator nach dem Pole zu (sowohl auf der östlichen als westlichen Seite) anfängt zu zählen; so geht die Zahl der Grade an beiden Polen auch nur bis 90, welches, viermal genommen, die Zahl der Grade des ganzen Zirkels gibt.

Nunmehr von dem Nutzen dieser Linien und Zirkel. Ueberhaupt dienen sie dazu, daß man genau und mit wenig Worten die Lage eines Orts angeben, folglich auch das Klima desselben und andere physikalische Eigenheiten, wel-

che sich aus der Lage schließen lassen, bestimmen kann. Man verfährt dabei also:

Man zählt die Grade des Meridians vom Aequator an (entweder nach dem Nordpol oder Südpol zu), bis man in die Gegend kommt, wo der Ort liegt, dessen Lage man auf die Weise bestimmen will. Hier sind sodann die Parallelzirkel (deren man so viele ziehen kann, als der Meridian Grade hat) sehr bequem, um die auf dem Meridian angezeigten Grade selbst mitten in die Karte überzutragen. Weis man nun den Grad des Meridians, unter welchem der Ort liegt, so hat man dessen geographische Breite (nach der Kunstsprache der Mathematiker) gefunden, welche nichts anders ist, als die Entfernung eines Orts vom Aequator.

Hierauf zählt man auch die Grade des Aequators vom ersten Meridian an. Der erste Meridian heißt eben derienige, von welchem man die Grade des Aequators anfängt zu zählen, dazu ist aber keiner ausschließlich festgesetzt, sondern einige nehmen diesen, andere ienen zum ersten an, welches auch ziemlich willkührlich ist, wenn man nur anzeigt, wo man angefangen habe zu zählen. Am gewöhnlichsten

lichsten sieht man den Meridian als den ersten an, welcher durch die Insel Ferro (einer der kanarischen Inseln) gezogen ist. Man zählt also vom ersten Meridian an die Grade auf dem Aequator bis an den Ort, dessen Breite man schon weiß, und vermittelst der vielen Meridiane, die durch den Aequator über die ganze Karte gehen, kann man leicht erkennen, unter welchem ein gewisser Ort liegt. Hat man dieß gefunden, so weiß man die geographische Länge desselben, das ist seine Entfernung vom ersten Meridian.

Weil aber auf einen Grad der größern Zirkellinien, die man in Gedanken um die Erde zieht, 15 deutsche oder geographische Meilen gerechnet werden; so ist die Angabe nach Graden immer noch nicht genau genug, und man nimmt daher noch kleinere Theile zu Hülfe. Es wird nemlich ieder Grad in 60 Minuten, und iede Minute in 60 Sekunden eingetheilt, und dieß durch folgende Zeichen ausgedrückt: ° (Grad), ′ (Minute), ″ (Sekunde), z. B. die Länge von Berlin ist 31°, 2′, 30″; die Breite 52°, 31′, 30″.

Aus der Lage der Oerter, und insbesondere aus der Breite, kann man das Klima

derselben erkennen, doch nicht so sicher, das physikalische, als das mathematische oder die Tageslänge und den Wechsel der Jahreszeiten. Unter dem Aequator beträgt der Unterschied des längsten und kürzesten Tages kaum eine Stunde, und die Bewohner dieser Gegend sehen die Sonne selbst am kürzesten Tage fast zwölf Stunden über ihrem Horizont. Auch wechseln die vier Jahreszeiten iährlich zweimal, und man hat also zweimal Frühling, Sommer rc., weil die Sonne zweimal in ihren fernsten (scheinbaren) Stand gegen die Erde tritt. Unter den Wendekreisen ist der Unterschied der Tageslänge schon drei Stunden, und man hat zweimal Frühling, Sommer rc. Zwischen den Wendezirkeln und Polarzirkeln nimmt der Unterschied der Tageslänge immer mehr zu, und steigt bis auf zehn Stunden; die vier Jahreszeiten wechseln, wie bekannt, jedoch treten sie in der südlichen den unsrigen entgegen gesetzt ein. Von den Polarzirkeln bis zu den Polen wird iener Unterschied noch größer, und beträgt etliche Monate; unter den Polen selbst ist es sechs Monate lang Dämmerung und Nacht, und dann wieder eben so lange Tag, daher man auch fast gar keinen Frühling und Herbst, son-

dern nur Sommer und Winter dort annehmen kann.

Das physikalische Klima oder die natürliche Beschaffenheit der Oerter und Länder in Ansehung der Witterung, der Fruchtbarkeit des Bodens rc. wird im Allgemeinen auch durch ihre Lage bestimmt. Hiernach unterscheidet sich die Gegend um den Aequator bis zu den Wendezirkeln durch ausserordentliche Hitze, weil die Sonnenstrahlen mehrentheils gerade oder senkrecht auf die Erde herabfallen; man nennt sie die heisse Zone oder den heissen Erdstrich. Neben demselben, von den Wendezirkeln an bis zu den Polarzirkeln, liegen die beiden gemässigten Zonen, und so wie die Sonnenstrahlen nach den Polen zu immer schräger auf die Erde fallen, so wird die Hitze stufenweise auch immer milder. In den beiden kalten Zonen, von den Polarzirkeln an bis zu den Polen, steigt die Kälte zu einem so hohen Grade, daß unter den Polen selbst, so viel man weiß, kein lebendiges Geschöpf ausdauern kann.

So ist es im Allgemeinen. Aber es gibt Ausnahmen; denn 1) ie höher ein Ort liegt, desto kälter ist er, und man findet in der heis-

sen Zone eben sowohl Gebirge, die mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind, als in der kalten. Die Gegend um Quito ist deshalb auch viel gemäßigter, als andere, die unter gleicher Breite liegen. 2) In den kalten Zonen, wo die Sonne lange über dem Horizonte verweilt, ist die Hitze an manchen Orten im Sommer unerträglich, z. B. in Spitzbergen, Grönland, Island ꝛc. 3) Die Entfernung von dem Meere hat auch Einfluß auf das Klima eines Landes. Die feuchte Seeluft mildert die Kälte, daher hat z. B. England ein gemäßigteres Klima, als es nach seiner Weite vom Aequator haben sollte, und die Seeküsten überhaupt sind nicht so rauh, als Gegenden (vornemlich hochliegende) im Innern des Landes. Island und Grönland sind nur an den Küsten fruchtbar und bewohnt. 4) Endlich wird das natürliche Klima auch durch Kultur (Ausrottung großer Wälder, Urbarmachung der Moräste ꝛc.) verändert. Deutschland war vor anderthalb tausend Jahren kälter, als es ietzt ist, und die unkultivirten Gegenden in Nordamerika haben gegenwärtig noch eine unfreundlichere Witterung, als das mit ihnen unter gleicher Breite liegende kultivirtere Europa.

Daß die Seeluft die Kälte mäßigt, gründet sich auf dieienige Eigenschaft des Meeres, nach welcher es selbst nicht leicht einen so hohen Grad von Kälte annimmt, daß es friert. Aber wo dies geschiehet, wo Meilen lange Eisklumpen sich anhäufen, wie z. B. um die Pole, da ist es in der Nähe des Meeres kälter, als auf dem Lande.

Hieraus läßt sich erklären, warum Seefahrende nach dem Südpole zu eine weit heftigere Kälte empfinden, als in den Gegenden des Nordpols, weil hier mehr Land liegt, als dort. Die kalte Zone des Südpols enthält wahrscheinlich gar kein Land, denn man erblickt daselbst von Ferne nur ungeheure Eisberge. Hingegen in der kalten nördlichen Zone befindet sich ein Theil von Sibirien, Nova Zembla, etwas von dem europäischen Rußland, von Schweden und Norwegen, ein Stück von Nordamerika, Grönland und Spitzbergen. Auch in der südlichen gemäßigten Zone liegt viel weniger Land, als in der nördlichen.

Wenn man die ganze Erdfläche übersieht, so bemerkt man bald, daß das Meer den größern Raum auf derselben einnimmt. In der That

beträgt auch das feste Land nur etwan den dritten Theil von der Oberfläche der Erde, und zwei Drittel sind mit Wasser bedeckt. Die drei Erdtheile, Europa, Asien und Afrika, machen das größte zusammenhängende Stück Land aus; das andere ist der vierte Erdtheil, Amerika; und der fünfte Erdtheil, Neuholland, wird als das dritte Stück des festen Landes angesehen. Die übrigen vom Meere umfloßnen kleinern Stücke heißen Inseln.

Das Meer (der Ocean, die offene See) bekommt in verschiedenen Gegenden auch verschiedene Namen. Man unterscheidet aber vier Haupttheile desselben: das Eismeer, den indischen Ocean, den amerikanischen Ocean, und das Süd- oder stille Meer. Mittelländische Meere heißen eigentlich die, welche weit zwischen feste Länder eindringen, so wie Meerbusen kleinere mittelländische Meere genannt werden, die sich krumm in ein Land hinein schleichen; z. B. der arabische und persische Meerbusen. Kleinere Meerbusen heißen Baien, und kleinere Baien Buchten.

Das Meerwasser hat einen salzigbittern Geschmack, und kann nur erst durch Kunst trink-

bar gemacht werden. An den Küsten gewinnt man dies Salz durch Abdunsten des Wassers, und benutzt es wie Quell- und Steinsalz. Auch erschwert es das Gefrieren des Meeres, verhindert die Fäulniß in der Tiefe, und macht, daß das Meer schwer beladene Schiffe tragen kann, denn ein Fahrzeug von gleicher Größe und Schwere geht in Flüssen viel tiefer als auf dem Meer.

Der natürliche ruhige Gang des Meeres, oder der Strom, hat seine Richtung größtentheils von Osten nach Westen; es wird aber fast beständig durch Stürme in Bewegung gesetzt, die wohl zwölf Fuß hohe Wellen verursachen. Sehr merkwürdig ist eine gewisse regelmäßige Bewegung des Meeres, die man in allen damit verbundenen Gewässern desselben spürt, nämlich die Ebbe und Fluth. Sie tritt täglich zweimal ein, indem das Meer von sechs zu sechs Stunden wechselsweise steigt und fällt. Das Steigen nennt man Fluth und das Fallen Ebbe. Die gewöhnliche Höhe der Fluth beträgt in freien Meeren zwischen sechs bis zwölf Fuß; an einigen Küsten aber steigt sie auf dreißig bis vierzig Fuß. Die Hauptursache dieser Erscheinung ist ohne Zweifel die anziehende Kraft

des Mondes, denn um die Zeit des Voll- und Neumonds geht die Fluth am höchsten. Ebbe und Fluth, und die Lage der Klippen und Inseln verursachen Meerstrudel oder kreisförmige Bewegungen des Meeres, dergleichen die Charybdis in der Meerenge zwischen Sicilien und Italien, und der Maalstrom an der norwegischen Küste ist.

So wie die drei großen Stücke des festen Landes nebst den Inseln sich über die Meeresfläche wie Berge erheben; so finden sich auch auf dem Lande selbst viele Erhöhungen, die theils einzeln stehen, und Berge (oder wenn sie nur von mäßiger Höhe sind, Hügel) genannt werden; theils als zusammenhängende große Gebirge in langen Reihen fortlaufen. Diese letztern, welche aus festen Felsenmassen bestehen, scheinen sämtlich mit einander Verbindung zu haben, da sie fast in ununterbrochenen Ketten sich über die ganze Erde erstrecken. Wenn man sich die Erde unter dem Bilde eines Thiers vorstellt, so machen die Gebirge das Knochengebäude oder Gerippe des Körpers. Der höchste Theil der Gebirge bildet gleichsam den Rückgrad (man nennt ihn auch Bergrücken), und

von diesem gehen seitwärts mehrere Zweige, wie Rippen, aus, von welchen wiederum kleinere Aeste entspringen. Diesen Zusammenhang der Gebirge kann man hier auf der Karte deutlich bemerken.

Auf und an Bergen haben die meisten Flüsse ihren Ursprung. Sie entstehen aus Quellen (einige auch aus Landseen), und bilden gemeiniglich anfangs erst Bäche; diese vereinigen sich sodann in Flüsse, und wenn mehrere Flüsse zusammen treffen, und eine beträchtliche Größe und Geschwindigkeit erhalten, so wird es ein Strom. Alle Flüsse und Ströme laufen von höhern Gegenden nach den niedern, und ergießen sich zuletzt ins Meer oder in große Seen. Da, wo dies geschieht, ist ihre Mündung. Aus dem Laufe der Flüsse kann man also den Abhang der Länder nach dem Meere zu erkennen. Der Weg eines Flusses heißt sein Bette. Findet sich ein jäher Abhang in dem Bette, so daß er von einer Anhöhe in die Tiefe hinabstürzt, so entsteht ein Wasserfall, wie z. B. bei Schafhausen.

Es giebt auch auf dem Lande stehende Wasser von beträchtlicher Größe. Sie heißen

Seen oder Meere, wenn sie einen sichtbaren Abfluß haben, wie z. B. das schwarze Meer, welches durch den See Marmora in das mittelländische Meer fließt; Sümpfe hingegen, wenn man zwar einen Zufluß von Strömen ꝛc. aber keinen Abfluß bemerkt. Jedoch werden auch diese im gemeinen Leben Seen und Meere genannt, zum Beispiel das kaspische Meer.

Das Meer und das feste Land nebst den Flüssen und Seen ist mit einer unzählbaren Menge von Naturprodukten besetzt. Mehrere derselben sind nur gewissen Erdstrichen und Gegenden eigen, und wenn sie sich auch in andere Länder verpflanzen lassen; so arten sie doch gemeiniglich aus, und verliehren etwas von ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit. In der kalten Zone findet man zum Theil gar keine, zum Theil nur wenige Gattungen von Gewächsen; Moose (z. B. Rennthiermoos) gedeihen noch am besten. Die hier einheimischen Säugethiere versahe die Natur mit dichtem Pelzwerke, die Vögel mit den wärmsten Flaumen, gegen die Kälte, oder sie hüllete sie auch zu eben dem Zweck in dicke Lagen von Fett ein. Wallfische, Robben, Bären, Füchse und verschiedne Gat-

tungen von Seevögeln sind die vornehmsten Produkte dieser Zone, und die wenigen Einwohner in derselben nähren sich bloß von der Jagd. Die gemäßigte Zone der nördlichen Halbkugel hat eine weit größere Zahl und Mannigfaltigkeit von Produkten. Schon an den Grenzen der kalten bringt sie nicht nur außer den genannten Thieren, auch Biber, Zobel und Rennthiere hervor, sondern da auch hin und wieder gute Weiden und Triften gefunden werden, so halten die Einwohner zahmes Vieh, als Schaafe, Rinder, Pferde (vorzüglich Rennthiere), und treiben also neben der Jagd auch Viehzucht. Etwas weiter nach Süden hin fängt der Ackerbau an, die Produkte allerlei Art werden immer zahlreicher, und die Kultur der Bewohner steigt mit der Bevölkerung. Dies nimmt im Allgemeinen stufenweise zu, je näher man der heissen Zone kommt, wo die Sonne ihren Einfluß auf den Reichthum und die Güte der Naturprodukte zeigt. Da findet man edle Mineralien in größerer Menge, als an andern Orten; Gewürzbäume, Kokospalmen, Brodbäume, und aus dem Thierreiche vornämlich Affen und Papageien sind dem heissen Erdstriche eigen. Der leichtere Unterhalt, den das

Gewächsreich darbietet, trägt zu der außerordentlichen Vermehrung der lebendigen Geschöpfe bei.

Auch das Menschengeschlecht ist von der mächtigen Einwirkung des Klima nicht frei geblieben. Gestalt, Farbe, Lebensart, Charakter ist in den verschiedenen Erdstrichen merklich verschieden. In den nördlichen Polarländern sind die Einwohner klein und unansehnlich, von Farbe gelbbraun; die Europäer in der gemässigten Zone weiß und größtentheils wohlgestaltet; in dem heissen Erdstriche von Afrika leben die Neger, schwarz von Farbe, mit krausem wollichtem Haar ꝛc. Doch haben nicht alle die, welche unter gleicher Breite wohnen, auch einerlei Farbe, weil, wie oben erinnert worden, das physikalische Klima sich nicht genau nach den Graden der Breiten richtet.

In so fern von dem Klima die Leichtigkeit der Erhaltung, von dieser die Bevölkerung und von der Bevölkerung die Kultur abhängt; in so fern kann man auch dem Klima seinen Einfluß auf die Kultur der Bewohner eines Landes nicht absprechen. Wir nennen aber eine Nation kultivirt, wenn sie Vorzüge des Gei-

stes mehr, als körperliche Stärke und Geschicklichkeiten schätzt. Da, wo einzelne Familien zerstreut, oder doch ohne ein festes Band bürgerlicher Gesellschaft leben, muß letztere nothwendig höher geachtet werden, weil sie zur Sicherheit des Lebens, des Eigenthums und meistens auch zur Erwerbung des Unterhalts wichtiger, als Geistesbildung, zu seyn scheint.

Daher sind die Bewohner der Polarländer und verschiedene Völkerschaften in Amerika und in den Wüsten von Afrika ohne Kultur. Unter denienigen Nationen, welche sich in ordentliche Staaten vereinigt haben, finden sehr verschiedene Grade der Kultur Statt, indem eine Staatsverfassung dieselbe mehr, eine andere sie weniger begünstiget. In Despotien herrscht ein Einziger willkürlich, ohne an Gesetze gebunden zu seyn; in Monarchien ist der Wille des Regenten durch gewisse Grundgesetze des Staats eingeschränkt; in Republiken haben mehrere Personen an der Regierung Theil; die Republiken heissen Aristokratien, wenn einige vornehme Familien, mit Ausschließun galler andern, die höchsten Staatsämter verwalten; Demokratien aber, wenn

die Glieder der Regierung aus allen Ständen gewählt werden.

Kein Volk auf der Erde ist ganz ohne alle Religionsbegriffe, das ist ohne Vorstellung von höhern Wesen, die auf Glück und Unglück der Menschen Einfluß haben, aber nicht alle Völker haben einen öffentlichen Gottesdienst, eine Verehrung der Gottheit eingeführt. Die Richtigkeit der Religionsbegriffe hängt von dem Grade der Kultur ab, sowohl bei einzelnen Personen, als bei einer ganzen Nation. Unkultivirte haben gewöhnlich auch ungereimte Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen. Die meisten Menschen verehren mehrere Götter, und diese nennen wir Heiden oder Götzendiener. Sie machen noch heutiges Tages über die Hälfte des Menschengeschlechts aus. Von denen, die nur einen Gott annehmen, sind die Juden die ältesten. Aus der jüdischen Religion ging nachher die christliche hervor, und auf beide gründete Muhamed ungefähr 600 Jahre nach Christi Geburt eine neue, welche nach seinem Namen die muhamedanische genannt wird. Dies sind die vier Hauptreligionen; aber außerdem gibt

es noch sehr viele Partheien und Sekten. Die christliche z. B., welche vorher allein die katholische (allgemeine Kirche) hieß, trennte sich im neunten Jahrhunderte in die griechische und römische Kirche. Jene erkennt den Patriarchen in Konstantinopel für ihr Oberhaupt, und ist im russischen Reiche die herrschende; diese hängt von dem Papste in Rom ab. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts entstand in Deutschland die protestantische, welche sich von der römischen absonderte, und in der Folge auch außerhalb Deutschland Anhänger bekam. Die Protestantische theilt sich wiederum in die lutherische und reformirte, und von beiden unterscheidet sich noch die in England und Irland herrschende bischöfliche Kirche, welche in der äussern Form mehr Aehnlichkeit mit der katholischen, als mit der lutherischen und reformirten hat. Die kleinern Partheien oder Sekten, die von den herrschenden Religionen nur geduldet werden, sind fast unzählbar. Eine der bekanntesten unter den protestantischen ist die Brüder-Gemeinde (die sogenannten Herrnhuter), welche hauptsächlich in Sachsen ihren Sitz hat.

Ihr wißt nun, meine Lieben, aus unsern bisherigen Gesprächen, das man daß sämtliche trockne Land, das auf der Oberfläche unserer Erdkugel anzutreffen ist, in fünf Haupttheile eintheilt: nemlich Europa, Asia, Afrika, Amerika und Australien.

Europa ist der kleinste, aber kultivirteste Erdtheil. Asien und Afrika waren früher bevölkert, und Wissenschaften und Künste blüheten da, als Europa noch eine Wildniß war, wo einzelne Horden von Barbaren umherzogen. Jetzt hat Europa sowohl in Ansehung der Macht, als der Aufklärung, den Vorzug vor ienen, wovon es einen ansehnlichen Theil beherrscht. Seine Größe beträgt über 150,000 Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner gegen 160 Millionen.

Es enthält ietzt fünf Kaiserthümer, das Römisch deutsche, das Oestreichische, das Russische, das Türkische und das Französische; ferner die Königreiche, Portugall, Spanien, England, Schottland und Irland, Neapel und Sicilien, Sardinien, Italien, Dänemark und Norwegen, Schweden, Preussen, Ungarn, Gallizien und Lodomirien, Böhmen in Deutschland; die Republiken, die Batavische

und

Helvetische Republik, die Ligurische Republik; das päbstliche Gebiet; das Herzogthum Venedig.

Deutschland liegt fast in der Mitte von Europa, und stößt theils gegen Mitternacht an die Nord- und Ostsee, größtentheils aber an andere Länder, wie man auf der Karte sehen kann. Von Frankreich wird es durch den ansehnlichen Rheinstrom getrennt, der in der Schweitz entspringt. Ausser diesem sind noch einige große Flüsse Deutschlands auf der Karte abgebildet. Die Donau, die bei Regensburg und Wien vorbei, dann durch Ungarn in die Türkei fließt, und sich in das schwarze Meer ergießt. Die Elbe, die so wie die Donau, in Deutschland selbst entspringt, und bei Dresden, Magdeburg und Hamburg vorbei in die Nordsee läuft. Die Weser, welche durch die Vereinigung zweier kleinern Flüsse, der Werre und Fulda entsteht, und nicht weit von Bremen auch in die Nordsee fällt. Die Oder, welche aus dem benachbarten Schlesien kommt, und unweit Stettin sich in die Ostsee ergießt. Und der Mayn, der in Franken entspringt, an der Reichsstadt Frankfurth vorbeiströmt, und bei Maynz sich mit dem Rheine vereinigt,

Auf allen diesen und noch einigen andern Flüssen Deutschlands können kleine Schiffe fahren, auf denen man die Produkte unsers Vaterlandes, z. B. Holz, Getraide, Obst, Wein, Wolle, u. s. w. und die durch den Fleiß seiner Bewohner hervorgebrachten Handelsartikel, z. B. Butter und Käse, Leinwand, Tuch und andre Zeuge, Glaswaaren, Eisenwaaren u. s. w. aus einer Provinz in die andere, oder auch in fremde Länder schafft, um sie da mit Vortheil zu verkaufen. Die vorzüglichsten Handelsstädte in Deutschland sind Hamburg, Bremen, Lübeck, Leipzig, Frankfurth am Mayn, Nürnberg, Braunschweig, Triest, Prag, Wien, Augsburg, Magdeburg und Stettin.

Wenn man Deutschland seiner ganzen Länge nach durchreisen, z. B. von Lübeck nach Triest gehen will, so muß man einen Weg von mehr als 150 Meilen zurücklegen.

Deutschland wird nicht von einem Herrn regiert, sondern es haben, wie wir schon wissen, die verschiedenen größern und kleinern Länder, die dazu gehören, ihre besondern Regenten, welche Könige, Churfürsten, Herzoge, Landgrafen, Fürsten, Grafen und Freiherrn

heissen. Der Kaiser hat die Oberaufsicht über das deutsche Reich, und wird aus der Zahl der Churfürsten von diesen gewählt. Er behält diese Würde lebenslang. Um wichtige Rechtsstreite, die im deutschen Reiche zwischen Regenten, Regenten und Unterthanen vorfallen, zu entscheiden, sind zwei höchste Reichsgerichte da: der sogenannte Reichshofrath in Wien, und das Reichskammergericht in Wetzlar. In Regensburg wohnen beständig Gesandten von allen Regenten des deutschen Reichs, die sich öfters daselbst versammeln, und sich über die Wohlfahrt des Reichs berathschlagen. Man nennt diese Versammlung den Reichstag. —

Die vornehmsten Gebirge in Europa sind: die Alpen, zwischen Helvetien, Deutschland und Italien; die Apenninen, mitten durch Italien; die Pyrenäen, welche Frankreich und Spanien scheiden; die Karpathen, zwischen Ungarn, Polen und Schlesien; die Gebirge zwischen Schweden und Norwegen.

Von den Flüssen zeichnen sich durch ihre Größe, ausser die oben genannten, in Deutschland aus: Die Maas und Schelde in den Niederlanden; die Seine, Rhone, Loi-

re und Garonne in Frankreich; die Themse und Saverne in England; der Po und die Tiber in Italien; der Minho, Douero, Ebro und Tajo in Spanien; die Pregel und Weichsel in Preussen; der Bog, die Warta, der Dniester und die Düna in Polen; der Dnieper, die Dwina, die Wolga und der Don in Rußland.

Die Meere, womit Europa umgeben ist, heissen: das mittelländische, zwischen Europa, Asien und Afrika, davon das adriatische ein Busen ist; das nordische oder deutsche, zwischen England, Holland und Dänemark; das baltische oder die Ostsee, zwischen Dänemark, Schweden, Deutschland, Preussen und Rußland; der Archipelagus, oder das ägäische Meer zwischen Griechenland und Asien. Von den Meerengen bemerken wir die Straße von Gibraltar, zwischen Spanien und Afrika; den Sund (Oeresund), zwischen Dänemark und Schweden; den Kanal, zwischen Frankreich und England; den Hellespont, nicht weit von Konstantinopel.

Asien, der größte Erdtheil, enthält über 700,000 Quadratmeilen und gegen 500 Millio-

nen Einwohner. Es begreift, ausser den weitläufigen russischen und türkischen Ländern, vornehmlich Arabien, Persien, Ostindien, wo neben den einheimischen Fürsten auch die Europäer viele Besitzungen haben, Japan, China, die Tatarei. —

Hauptgebirge: das Uralische im asiatischen Rußlande; der Taurus in Kleinasien; der Kaukasus in Georgien; der Libanon in Syrien.

Flüsse: die Wolga, der Ural, Ob, Jenisei, Lena, in Sibirien; der Jordan in Palästina; der Tigris und Euphrat in Mesopotamien; der Indus und Ganges in Ostindien. Sehr große Seen sind: das kaspische Meer (140 Meilen lang), der See Baikal und Aral, sämmtlich im asiatischen Rußland. Der Ocean hat mehrere Benennungen von den Ländern, wo er anspült, als: das persische, arabische Meer rc.; zwischen Natolien und Syrien fließt das mittelländische Meer, weiter hin das schwarze, das Eismeer über Sibirien.

Afrika ist uns wenig bekannt. Man schätzt seine Größe auf 530,000 Quadratmeilen.

Länder: Egypten, Nubien, Barka, Algier, Tunis, Tripolis, Fetz und Marocko, Sara, Senegambien, Nigritien, Guinea, das Kaffernland, Sofala, Monomotapa, die Küste von Mosambique, Zanguebar, Ajan, und Adel, Abessinien.

Gebirge: die Mondgebirge, in Abessinien; der Atlas, der durch Algier, Tunis ꝛc. läuft; Sierra Leona, in Guinea; Lupata, im Kafferlande. Flüsse: der Nil in Egypten; der Niger, Senegal und Gambia in Nigritien; der Congo in Guinea. Umgeben ist dieser Erdtheil von dem mittelländischen, dem atlandischen und indischen Meere.

Amerika scheint dem Ansehen nach grösser als Asien zu seyn, weil es eine so weit ausgedehnte Lage hat, es soll aber doch nur 600,000 Quadratmeilen enthalten. Länder und Reiche: Grönland, Hundsonsbai, brittisches Nordamerika (Neufoundland ꝛc.), die nordamerikanischen vereinigten Staaten (Neuhampshire ꝛc.), spanisches Nordamerika (Florida ꝛc. verschiedene Länder der freien Indianer an den Grenzen von Florida, Loussiana, Neu-

mexiko 2c., spanisches Südamerika, (Neugranada 2c.), portugiesisches Südamerika (Brasilien 2c.), holländisches und französisches Südamerika, Feuerland, Neugeorgien und Sandwichland, Westindien. Gebirge: die Cordilleras oder Andes in Peru, die höchsten Gebirge der Erde, deren höchste Spitze, der Tschimborasso, doch noch keine deutsche Meile über die Erde empor ragt; die Apalachen, in Florida.

Flüsse (die größten auf der Erde): St. Lorenz und Missisippi in Kanada; der Amazonenfluß im portugiesischen Südamerika (legt einen Weg von 700 Meilen zurück, und nimmt 60 andre Flüsse auf, ehe er sich ins Meer stürzt); der Platastrom, ebendaselbst. Seen: der Obersee (1800 Quadratmeilen groß), der Huronensee, der Eriesee, der Ontariosee, in Nordamerika. Eigenthümliche Produkte dieses Erdtheils: der Tapir, das Schaafkameel, die Kameelziege, das Truthuhn, das Geschlecht der Kolibri's, die Kochenille, der Kakao- oder Federharz- und Chinabaum, das Brasilien-Kampeche- und Mahagoniholz, Kartoffeln, Erdäpfel, die Sonnenblume, die Ananas, die Brechwurzel, der Mais (bei der Entdeckung

dieses Landes die einzige Getraideart), die Platina.

Australien besteht aus einer Menge Inseln im Südmeere, zwischen Asien und Amerika. Eine derselben, Neuholland, hat beinahe die Größe von Europa, und ist schon im vorigen Jahrhunderte von den Holländern entdeckt worden, denen zu Ehren sie diesen Nahmen erhielt. Man erfuhr aber damals nicht viel mehr, als ihr Daseyn. Eine nähere Kenntniß dieser und der umliegenden Inseln haben wir den Engländern zu verdanken, welche von dem Jahre 1770 an mehrere Reisen dahin unternommen, und auch eine Kolonie daselbst angelegt haben. Man schickte nemlich Diebe und andere Verbrecher nach Botanybay, an der östlichen Küste von Neuholland, um sich da anzubauen; da dieser Platz aber nicht bequem genug befunden wurde, brachte man die Kolonie nach einer andern Seite hin, nach Port Jakson, wo sie sich noch befindet. Die neu erbaute Stadt heißt Albion, welche der Sitz des Gouverneurs ist.

Die meisten dieser Inseln haben ein heisses Klima, doch ist die Hitze erträglicher, als

sie sonst unter diesem Himmelsstriche zu seyn pflegt. Auch sind viele von ihnen außerordentlich fruchtbar und stark bevölkert. Die Einwohner stehen auf verschiedenen Stufen der Kultur; einige sind noch sehr roh, wie z. B. die Neuseeländer, welche das Fleisch der im Kriege Gefangenen verzehren; andere sind sanfter, haben eine Art von bürgerlicher Verfassung, bauen sich bequeme Wohnungen, verfertigen künstliche Zeuche zu Kleidung, und besitzen überhaupt viel Geschicklichkeit und Kunstfleiß. In dieser Hinsicht zeichnen sich die Bewohner der freundschaftlichen Inseln, deren 150 beisammen liegen, und der Gesellschaftsinseln sehr vortheilhaft aus. Unter den letzten wird Tahiti (O Taheiti), die größte und volkreichste, wegen ihrer anmuthigen Lage und Beschaffenheit, und des liebenswürdigen Charakters ihrer Einwohner, vorzüglich gerühmt. Der Brodfruchtbaum, die Kokospalme und andere herrliche Gewächse sind in diesen Gegenden einheimisch. Auch wächst in Neuseeland eine eigne Gattung Flachs, welche besser als alle andre Flachs- und Hanfpflanzen seyn soll.

Die Größe des festen Landes überhaupt, Australien mit eingeschlossen, wird über drei Millionen Quadratmeilen geschätzt, und die Zahl der Menschen, welche zu gleicher Zeit darauf leben, ungefähr auf tausend Millionen. Aber iene Fläche, ob sie gleich nicht überall bewohnbar ist, könnte doch weit mehr ernähren, denn es ist keine übermäßige Bevölkerung, wenn in einem Lande 3000 Menschen auf einer Quadratmeile leben — und dergleichen Gegenden giebt es — wie viel könnten also wohl, verhältnißmäßig gerechnet, auf dem ganzen Erdboden wohnen? selbst wenn wir auch nur die Hälfte bewohnbares Land annehmen? —

Statt zehn Menschen, die nach dem Laufe der Natur sterben, werden wenigstens zwölfe wieder gebohren, folglich müßte die Anzahl derselben in 5 bis 6000 Jahren (die nach unserer Zeitrechnung seit dem Daseyn des Menschengeschlechts auf der Erde verflossen sind) weit höher gestiegen seyn, als sie gegenwärtig ist. Aber in einem Lande nimmt die Bevölkerung einmal eine Zeitlang zu; in einem an-

dern hingegen, oder zu anderer Zeit, nimmt sie wieder ab, so daß die Vermehrung im Ganzen nicht sonderlich bemerkt wird. Der Grund hiervon liegt in den mancherlei außerordentlichen Unfällen, welchen das Menschengeschlecht ausgesetzt ist, in verheerenden Kriegen, ansteckenden Seuchen ꝛc. Sollten die Menschen — oder nur der größere Theil derselben — einst zu dem Grade von Aufklärung gelangen, daß sie die Quellen solcher Uebel, deren Tilgung wirklich in ihrer Gewalt steht, zu verstopfen sich ernstlich bemühten: so würde auch die Bevölkerung schneller steigen, und mit ihr die Kultur.

Briefwechsel
zwischen
einem Vater und seinem Sohne.

Ferdinand an seinen Vater.

Bester Vater!

Vorgestern haben wir hier einen Festtag gehabt. Es schwärmete ein Bienenstock. Ach schon lange habe ich meine Freude an den lieben fleissigen Bienchen gehabt! Manch Viertelstündchen habe ich bei ihrem Häuschen zugebracht, und mich schon gar vielmal an dem Honig gelabt, das mein Herr Vetter von ihnen bekommen hat. Aber ich habe Ihnen noch nichts davon geschrieben. Denn wenn ich Ihnen alles Schöne und Gute beschreiben wollte, was ich hier sehe und genieße, da müßten Sie ia alle Tage ein paar Bogen lesen.

Seit etlichen Tagen hiengen sich die Bienen gegen Abend, an einen gewissen Stock, auf einem Klumpen heraus. Der war biswei-

len so groß wie ein Kopf. Ich fragte den Herrn Vetter, was das bedeutete? und er sagte: viel Gutes. Die Bienen vermehren sich alle Jahre. Wenn nun ihre Zahl so groß wird, daß sie nicht mehr zusammen im Stocke Platz haben, so zwingen sie die Jungen zu weichen, und eine andere Wohnung zu suchen. Nächstens wird dieß geschehen. Da wird der junge Schwarm ausfliegen, dann fangen wir ihn, fassen ihn in einen neuen Stock, und so ist unsere Bienenstadt um ein Haus vermehret.

Heute, nachdem wir das Frühstück genossen hatten, trug der Herr Vetter seinen Kindern und mir auf, daß wir wechselsweise, von neun Uhr Vormittags bis drei Uhr Nachmittags, bei dem Bienenhause wachen, einander alle Stunden ablösen, und wohl Acht haben sollten, ob nicht ein Bienenschwarm aus diesem Stocke gezogen käme. Er gab uns ein Glöckchen, und eine kleine Wassersprütze. Mit dem erstern sollten wir den übrigen Hausgenossen ein Zeichen geben, daß sie zusammen kämen, und mit dem andern, unter den Schwarm sprützen, wenn er etwa zu weit fliegen wollte.

Eilf Uhr kam die Wache an mich. Ich sahe gleich, daß das Fliegen und das Gesumse

bei dem einen Stocke weit stärker war, als bei dem andern. Da wappelte das Herz. Und ich dachte immer, ach ihr lieben Bienchen, schwärmt doch! schwärmt doch! Auf einmal hum hum hum war das Gesumse stärker, die Bienen quollen aus dem Stocke heraus und ich — Herr Vetter! — Herr Vetter! rief ich. Ich vergaß Glöckchen und Wassersprütze, lief immer den Bienen nach, sprang durch Gärten, kletterte über Zäune, wadete durch den Bach, der um das Dorf fließet, rief immer Herr Vetter! Herr Vetter! bis ich keinen Odem mehr hatte. Dann keuchte ich noch, wenn doch der Herr Vetter da wäre! — Da setzten sich die Bienen zu meinem großen Glücke an einen wilden Birnbaum. Wer war nun froher als ich!

Aber bald entstund eine neue Angst. Gehst du, dachte ich, fort? oder nicht? gehst du nicht, so erfähret es dein Herr Vetter nicht. Gehst du, so können unterdessen die Bienen in alle Welt fliegen. Lieber Vater! Todesangst stund ich aus. Ich ging wohl zehnmal fort, dann war es, als wenn etwas hinter mir sumsete — da lief ich wieder zurück.

Zum großen Glücke kam der Junge gegangen, der die Gänse der Bauern hütet. Ach

lieber, lieber Niklas! sagte ich, du kannst mir einen recht großen Gefallen thun.

Wos denn do? antwortete er. Lauf zu meinem Herrn Vetter, antwortete ich, und sage ihm, er sollte geschwinde, geschwinde mit einem Bienenstocke kommen, es hätte sich ein Bienenschwarm hier an diesen Birnbaum gehänget.

Olle der Guckguck, sagte Niklas, dos äs ju än hellischer Klump. Oech well wuhl hän språnge, Hå moß mör obber och än Stöcke Köse on Brud gäbe.

Gerne, gerne, Niklas. Du sollst zwei Käse haben, spring nur recht. Da ging es in vollen Sprüngen nach dem Dorfe zu.

Bald waren mein Herr Vetter, Frau Muhme und Franz mit einem Bienenstocke und allem da, was zu Einfassung eines Bienenschwarms nöthig ist. Erst rieben sie den Stock mit Melisse aus, weil diese die Bienen gerne riechen sollen, dann stopften sie das Flugloch zu, banden um den obersten Theil des Stocks ein Tuch, und dann bekam ein iedes ein Käppchen über den Kopf. Da sahen wir schnakisch aus, als wenn wir auf die Maskera-

de gehen wollten. Nun hielten wir den Stock unter den Schwarm, zogen das Tuch drüber her, und in einem Augenblicke war der ganze Schwarm hinein gekehret.

Wir verwahreten ihn, so gut wir konnten, öfneten das Flugloch, und legten ihn ganz sanfte nieder. Kinder! sagte mein Herr Vetter, dieser Stock soll Ferdinand heißen. Ich mache meinem lieben Vetter ein Geschenk damit, weil ich sehe, daß er ein Bienenfreund ist.

Mir? mir? Herr Vetter, ein Geschenk mit diesem Stocke? Ich weiß selbst nicht mehr, was ich in der Freude alles herplauderte. Ich druckte und küßte ihm die Hände, und versprach, daß ich ihn recht gut warten wollte.

Nun gings nach Hause. Ich verzehrte meine Mittagsmahlzeit so geschwind als möglich, dann sprang ich nach dem Orte zurück, wo mein Geschenke lag, und nahm mir vor, den Rest des Tages daselbst zuzubringen. Damit ich aber doch nicht müßig wäre, hatte ich einen Theil des Kinderfreundes zu mir gestecket. Darinne las ich. Und so lieb mir meine Bienchen waren, so vergaß ich sie doch bald über diesem vortreflichen Buche. Ich vertiefte

mich

mich darein wirklich so, daß ich erst ohngefähr nach einer Stunde wieder an meine Bienchen dachte. Da sprang ich aber auch gleich auf, schlich mich hinzu, öfnete ganz leise den Stock, um zu sehen, wie sich diese lieben Thierchen mit einander vertrügen, aber o weh! da war Ihnen keine einzige Biene mehr da.

Ich hätte mich sehen mögen! Wie ein weiß Tuch muß ich ausgesehen haben. Alle Glieder zitterten mir. Ich sahe nach dem alten Birnbaume, da war aber nichts von meinen Bienen zu hören und zu sehen, ich sahe da, dorthin — nirgends war ein Bienchen anzutreffen.

Da brachen endlich die Thränen aus, ich ging nach Hause, um da mein Leid zu klagen, konnte aber vor Jammer nichts heraus bringen, als: meine Bienchen! ach meine Bienchen, die sind fort!

Das ganze Haus nahm an meiner Betrübniß Antheil, und mein Herr Vetter ging sogleich mit mir fort, um sie aufzusuchen. — Wir suchten lange im Felde und in Gärten, aber umsonst. Mein Herr Vetter gab schon alle Hofnung auf, daß wir den Schwarm wie-

der bekommen würden. Ja! Ja! sagte er, unser Schwarm ist dahin. Beruhige dich nur. Wir haben die Königin nicht mit gefangen, da sind denn die Bienen wieder heraus, und mit ihr in die weite Welt geflogen. Vielleicht —

He! he! rief Jemand hinter uns — wir dreheten uns um; es war ein Bauer, der stark auf uns losgeschritten kam.

Lieber Herr! sagte er, ich habe dort an dem Grenzpfahle einen Bienenschwarm hangen gesehen. Er ist mein, denn ich habe ihn gefunden. Da ich selbst Bienen habe, so kann es auch wohl seyn, daß er mir entflogen ist. Wenn Sie aber gewiß wissen, daß er Ihnen gehöret, so gebe ich Ihnen denselben mit Freuden.

Ja! Ja! lieber Mann! sagte ich. Er gehöret uns, er gehöret mir, mein Herr Vetter hat ihn mir geschenket, er ist uns davon geflogen.

Mein Herr Vetter drückte aber dem Manne die Hand, und sagte: ia, er gehöret wirklich uns, wir hatten ihn schon gefasset. Aber ein so ehrlicher Mann, wie ihr seyd, verdienet, daß er ihn zur Belohnung seiner Ehrlichkeit behält.

Belohnung? antwortete er. Habe ich doch nichts gethan, als was meine Schuldigkeit war. Da müßte ich ein schlechter Kerl seyn, wenn ich etwas nehmen wollte, was mir nicht von Rechtswegen gehörte. Da behüte mich Gott vor. Nein, mein Großvater und Vater seliger haben mir und meinen Brüdern gar vielmal gesagt: Kinder! was ihr thut, leidet kein unrecht Gut in eurem Hause! Nicht eine Stecknadel, die euch nicht zukommt, da wird euch der liebe Gott segnen. So hat es mein Großvater und Vater gehalten, und so halte ich es auch, und wir haben uns alle wohl dabei befunden. Geschwind, wo haben Sie den Stock? ich will den Schwarm einfassen helfen.

Mein Herr Vetter wollte noch vieles reden, aber der Bauer hörte ihn nicht an, nahm ihn bei der Hand, und sagte immer, den Stock nur her! den Stock nur her!

Da führte ihn denn mein Herr Vetter endlich hin, wo er lag. Er nahm ihn auf die Achsel, und fassete den Schwarm hinein, ohne daß wir viel dabei thun durften.

Wollt ihr mir ihn aber gegen Abend mit nach Hause tragen helfen? fragte der Herr

Vetter. Von Herzen gerne, antwortete der Bauer. Unterdessen trug mein Vetter seiner Frau auf, eine recht gute Abendmahlzeit fertig zu machen, weil er diesen Abend einen recht lieben Gast bei sich haben würde. Dieß war meiner Frau Muhme etwas leichtes, weil ihr Keller und Speisekammer immer mit Vorrath angefüllet sind.

In der Dämmerung brachte der Bauer, noch ehe wir es vermutheten, den Stock getragen, und legte ihn zu den übrigen ins Bienenhaus. Wir umringten ihn alle, und dankten ihm für seine Gefälligkeit. Er wollte nun nach Hause gehen, aber wir nöthigten ihn alle so sehr, diesen Abend bei uns zuzubringen, daß er es sich endlich gefallen ließ, sich mit uns zu Tische zu setzen.

Es war Ihnen ein drollichter Mann. Er brachte bei ieder Gelegenheit soviel lustige Einfälle vor, daß wir lange Zeit keine so vergnügte Mahlzeit gehabt haben. Sollte man wohl meinen, daß in einem Bauerkopf so viel Witz wäre?

Mein Herr Vetter läßt nie Wein auf den Tisch bringen, als an hohen Festtagen, an

seinem und seiner Frau Geburtstage, und wenn er einen Herzensfreund bei sich hat. Denken sie nur, wie lieb er den Mann muß gewonnen haben, diesmal ließ er wirklich Wein bringen. Dies machte den guten Nachbar noch gesprächiger.

Nach Tische bat ihn der Herr Vetter, uns seinen Lebenslauf zu erzählen. Er sah sich allenthalben um, als wenn ihm etwas fehlte, traute sich aber nichts zu sagen. Endlich da wir ihn alle baten, daß er doch aufrichtig seyn und sagen möchte, was er verlange, brach er los und sagte, nun wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, so will ich mir ein Pfeifchen Toback ausbitten.

Dieser ist nun freilich in unserm Hause nicht Mode, und mein Herr Vetter warnet uns immer davor und spricht: Kinder! gewöhnet euch nicht an den Toback. Er ist zu nichts nütze, ist aber oft der Gesundheit schädlich, gibt eurem Odem und euren Kleidern einen unangenehmen Geruch, und kostet doch jährlich wenigstens etliche Thaler, die ihr immer besser anwendet, wenn ihr sie einem armen Kinde schenket. Ihr könnet ihn euch leicht angewöh-

nen, aber beinahe ist es unmöglich, diese üble Gewohnheit wieder los zu werden. Ich habe manchen braven Mann gekannt, der mich versichert hat, daß er hundert Thaler drum geben wollte, wenn er den Toback sich wieder abgewöhnen könnte.

Aber Nachbar Philipp, so hieß unser Bauer, mußte sein Pfeifchen Toback doch haben. Mein Vetter holte ihm alles bei, was dazu nöthig ist, und was er für seine Gäste aufzubewahren pflegte.

Sobald das Pfeifchen brannte, hob Philipp an: (wenn ich Ihnen doch nur alles wieder erzählen könnte, wie er es vorbrachte. Ich will unterdessen schreiben, was ich gemerket habe.) Ich habe einen sehr schweren Anfang gehabt. Meine Frau brachte nicht mehr als funfzig Gulden zu mir, aber mein Vater, tröst ihn Gott, sagte: Philipp! wenn du dem Mädchen sonst gut bist, so nimm sie in Gott des Herrn Namen. Sie ist doch flink, hält sich schmucker, und die Arbeit geht ihr von den Händen, und das ist dir besser, als wenn sie fünftausend Gülden mitbrächte, und wäre faul und schlampisch. Da nahm ich sie halt,

und lebte mit ihr wie im Himmel. Ich dachte immer: Hättest nicht gedacht, daß es auf der Welt so hübsch wäre! Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, da sahe ich doch, daß ich noch nicht im Himmel war. Michael, wills Gott, wird es dreißig Jahre, da schlug ein liebes Wetter in meine Scheune, da ich eben mit meinem lieben Gretchen auf das nächste Dorf gegangen war. So bald wir das Feuerzeichen sahen, liefen wir zurück — aber ach! das ganze Haus war schon niedergebrannt, und wir brachten nicht so viel davon, das ich auf diesen Nagel hätte legen können.

Mich dauerte nichts so sehr, als das arme Vieh, das bei dieser Gelegenheit mit verbrannt war. Zwölf scharmante Schäfchen, ein paar Küh, wie die Hirsche, und drei galante Schweine, die unter Brüdern ihre 20 Thaler werth waren.

Sie können leicht denken, wie uns dabei zu Muthe war. Mit mir ließ es sich noch halten, aber meine Frau — die war ganz und gar weg. Sie fiel mir nun so in die Arme, und schrie gerade weg: ach, lieber Herzens Mann! wir armen Leute! was wollen wir nun

anfangen! unser Häuschen! unser Vieh! ach was will aus uns werden!

Da vergaß ich alles, und hatte nur mit der Frau zu thun, daß ich die wieder zurechte brachte. Mein Zureden war aber meist für die lange Weile, bis daß unser Herr Pfarrer kam, der selige Herr Magister Herrmann. Das war ein Herr, wie ein Kind. Ich vergesse ihn nicht, so lange mir die Augen offen stehen. Er drückte uns die Hände und sagte: lieben Kinder! ihr dauert mich vom Grunde meines Herzens. Aber gebt euch zufrieden, der liebe Gott hat es ia gethan. Der gute Herr hat es ia so lange gut mit euch gemacht, und so lange hausgehalten, der wird euch ietzo in eurem Jammer auch nicht verlassen, er will ia bei uns seyn in der Noth. Ihr habt zeither zu viel gute Tage gehabt. Es war bei euch nichts als Spas und Lachen. Wenn das so fortgegangen wäre, so hättet ihr den lieben Gott und das Gebet vergessen, wäret muthwillig, stolz und hoffärtig worden, und wer weiß, auf was für böse Dinge ihr am Ende gerathen wäret? So hättet ihr dann die ewige Freude verscherzet. Da hat es also der liebe

Gott gut gemeint, daß er euch diese Ruthe hat fühlen lassen. Es ist ia besser, daß man eine kleine Zeit leidet, als daß man ewig von Gottes Freuden ausgeschlossen ist. Murret nur nicht wider den lieben Gott, betet und arbeitet fleißig, und gebt Achtung, er wird euch bald alles wieder bescheren, was er euch ietzo aus guten Absichten weggenommen hat.

Er setzte darzu noch so viele Sprüchelchen und Verschen, daß wir alle weich wurden, und ihm für den Trost, den er uns gegeben hatte, die Hände drückten.

Hier muß ich schliessen, lieber Vater! weil ich sehr müde bin, und die Feder kaum noch halten kann. Morgen schreibe ich aber mehr, und verbleibe

Ihr

gehorsamer Sohn
Ferdinand.

Ferdinand an seinen Vater.

Lieber Vater!

Mein Vater, fuhr unser Philipp fort, der hatte bis dahin, ganz betäubt, da gestanden, nun aber kam er auch wieder zu sich selbst und sagte, der Herr Magister hat Recht. Wir mußten alle mit ihm nach Hause gehen, und da erzählte er uns den ganzen Abend einen Haufen Historien von seinem Vater und Großvater, und sich selber, daß wir darüber alle unser Leid vergassen. Er sagte uns, was für Herzeleid seine Vorfahren, im dreisigjährigen Kriege, in der Schwedenzeit, und bei andern Gelegenheiten erfahren hätten, wie sie aber von Gott allemal auf eine gar wunderliche Art wären errettet worden. Dies machte uns solchen Muth, daß wir recht vergnügt zu Bette gingen, und so sanft schliefen, als wenn uns kein Leid wiederfahren wäre.

Aber es traf wohl bei uns ein, was meine selige Großmutter immer zu sagen pflegte: ein Unglück bietet dem andern gerne die Hand.

Mein Vater hatte schon seit Jahr und Tag einen Fluß in der rechten Seite gehabt, er fühlte ihn allemal, wenn es ander Wetter werden wollte. Durch das Schrecken mochte er wohl rege worden, und auf das Herz gefallen seyn, kurz, den dritten Tag nach dem Feuer war der gute Mann weg, wie ein Licht.

Das selbigemal lernte ich recht beten, denn ich hatte auf Gottes Erdenwelt nichts, woran ich mich halten konnte, als den lieben Gott. Sonst betete ich zwar auch, aber nun war das Gebet doch ganz anders, als sonst. Ich redete nun zum lieben Gott, wie zu meinem seligen Vater, und ich sahe wohl, daß die Bibel recht hat, wenn sie spricht: Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich.

Mein Bruder hatte des Vaters Haus angenommen, und ich müßte es ihm im Hasse nachreden, wenn ich sagen wollte, daß er mir etwas in Weg geleget hätte. Konträr, er sagte mir wohl tausendmal: Bruder, laß dir keine grauen Haare wachsen. Du kannst bei mir bleiben, so lange es dir gefällt, und mit mir essen und trinken, so lange der liebe Gott etwas beschert.

Es war dankenswerth. Aber Gnadenbrod, lieber Herr! Gnadenbrod ist ein sauer Stückchen Brod. Ich will lieber arbeiten, daß mir die Schwarte knakt, als von iemandes Gnade leben, und wenn es auch der beste Freund wäre. Meine Frau war eben der Meinung und sagte mir oft: Mann! wenn du mich lieb hast, so mache, daß wir wieder für uns kommen. Und wenn ich arbeiten sollte, daß mir das Blut unter den Nägeln vorspränge, so sollte es mir doch nicht so wehe thun, als daß wir deinem armen Bruder zur Last fallen.

Topp! sagte ich endlich, es gilt schon, ich will von dieser Stunde an Anstalt machen, daß wir wieder unsern eignen Heerd bekommen.

Aber nun war guter Rath theuer. Mit leerer Hand war nichts anzufangen. Ich mußte endlich zum Kreuze kriechen, und meine paar Aeckerchen, die ich von meinen Eltern geerbet hatte, losschlagen.

So bald es aufwinterte, that ich dazu, daß Holz und Steine herbeigefahren, und mein Hüttchen wieder hergestellet wurde. Wie es aber gehet, unser eins versteht das Ding nicht, und da muß man dem Zimmermanne, Glaser,

Schmiede, und iedem, der nur für unser einen die Hand aufschlägt, alles über die Schnur bezahlen. Kurz und gut, ehe mein Hüttchen fertig war, war auch das Geld schon alle. Mit Bitten und Flehen kriegte ich an einem Orte noch fünf und zwanzig Gulden geborget, dafür ich mein Häuschen einlegen mußte. Mit diesem Gelde stellete ich endlich das Haus wieder her.

Aber woher nun Brod? Ich überlegte das Ding hin und her. Endlich ward ich mit meiner Frau eins, daß wir von etlichen reichen Nachbarn uns einige Aecker geben lassen, umgraben, mit Möhren, Kartoffeln, Kraut, Bohnen und dergleichen Sachen bestellen, und auf den Herbst die Erndte mit einander theilen wollten.

Tausend noch einmal! da mußten die Knochen dran. Sie mögen mir es glauben oder nicht, das Bast hat uns manchmal an den Händen gehänget, wenn wir nach Hause kommen sind. Und mit alle dem hatten wir doch nichts zu leben. Denn von den Möhren und Kraut, die wir auf dem Herbst bekommen sollten, konnten wir doch im Frühiahre nicht zehren. Wir mußten also eine Aenderung vorneh-

men. Meine Frau mußte täglich einige Stunden spinnen, und ich alle Wochen einen Tag auf dem Gute um Tagelohn arbeiten.

Das war ein hartes halbes Jahr! Aber ich weiß selber nicht wie es zuging, wir waren immer vergnügt. Den ganzen Sommer durch that uns keine Ader weh. Wenn ich nach Hause kam, und mein Gretchen bedauerte mich, und brachte mir einen Bornbrei, oder eine Buttermilchsuppe aufgetragen, da dachte ich, die ganze Welt wäre mein, und es schmeckte so gut, als wenn wir Fisch und Braten hätten. Nach Tische sangen wir mit einander ein Lied, und schliefen alsdann auf unserm Stroh, denn ein Bettchen hatten wir nicht mehr, so sanft, wie auf Pflaumfedern.

So ging der Sommer hin. Da die Haberreise anging, bescherte uns der liebe Gott einen kleinen Jungen. Gott vergebe es mir! ich hätte es damals lieber gesehen, wenn er noch ein paar Jahre aussen geblieben wäre. Denn nun konnte meine Frau nichts mehr verdienen, und ich selbst mußte alle Tage etliche Stunden bei ihr seyn, und sie warten. Die wollte sich gar nicht zufrieden geben. Du ar-

mer Wurm! sagte sie oft, wenn sie das Kind stillte, du wirst wohl verschmachten müssen. Ach Herr, das jammerte mich gar zu sehr. Ich war gern mit trocknem Brode zufrieden, nur die Frau dauerte mich, denn ich wußte in meinem Leide keinen Rath, woher ich etwas anders, zu ihrem Labsal, nehmen sollte, als Bornsuppen.

Da ich ihr einmal das Kind gab, und das Engelsgesichtchen sahe, das ihm der liebe Gott geschenket hatte, da fiel mir der Vers ein: Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten. Und das sagte ich meiner Frau, und wir sprachen beide einander Trost zu.

Ich meine der liebe Gott hat es uns gezeiget, daß er erhalten kann, was er erschaffen hat. Meine Schwägerin, und noch viele andere Leute aus dem Dorfe, schickten meiner Frau alle Tage so viel Essen, daß sie nicht Herr darüber werden konnte, und der liebe Gott legte einen solchen Segen darein, daß der kleine Junge dabei fett und stark wurde.

Nun komm ich auf ein Pünktchen, das ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde.

Einmal, da ich mein Morgengebet verrichtet hatte, und sorgete, wie ich nach und nach unser Haushältchen verbessern wollte, da sahe ich einen Wagen auf unser Haus losgefahren kommen. Er war schwer beladen, und ein Mann mit einer Frau saß darauf. Nu, nu, dachte ich, was soll denn das Ding werden? die Leutchen kommen gewiß unrecht an. Aber hören Sie nur, wie sich alles so wunderlich in der Welt fügen muß! Da die Leute vor meine Thür kamen, hielten sie stille. Ich sahe zum Fenster hinaus, und fragte, zu wem sie wollten? Wohnt denn Nachbar Philipp da, fragte der Mann, der im vorigen Jahre abgebrannt ist?

Ja, antwortete ich, ich bin es selber. Nun, sagte er, so seid doch so gut, und macht uns die Thür auf!

Ich hatte kaum die Thür aufgemacht, so fiel mir die Frau in die Arme, und machte mir das ganze Gesicht mit ihren Thränen naß, und brachte kein Wort vor, als mein lieber Vetter Philipp! kennst du mich denn nicht mehr? Ich führte sie in die Stube, da fiel sie mir so auf die Bank, und heulete sich dicke satt. Ich und meine Frau stunden wie versteinert da.

Denn

Denn wir wußten gar nicht, was wir aus der Frau machen sollten. Endlich fieng sie an: kennst du denn die Anna Liesel nicht mehr, die dich getragen hat, da du noch klein warest? Da besann ich mich, daß mein Vater sonst ein Mädchen bei sich hatte, die Anna Liese hieß, und mich, da ich noch klein war, wartete.

Ach, du lieber Gott! sagte sie, deinen Vater werde ich unter der Erde nicht vergessen. Was der an mir gethan hat! Ich war sechs Jahre alt, da ich Vater und Mutter verlohr. Im ganzen Dorfe erbarmte sich keine Seele über mich, da nahm mich dein Vater zu sich, und hielt mich wie sein leiblich Kind. Er hielt mich zur Arbeit und Gottesfurcht an, und brachte mich dahin, daß ich einen braven Mann bekam, bei dem ich mein reichlich Auskommen gefunden habe. Das Gott erbarme! was wäre denn aus mir geworden, wenn es dein Vater nicht gethan hätte? eine Bettelfrau und sonst nichts. Indem trat ihr Mann in die Stube und sagte: das ist wahr, euer Vater muß ein kernguter Mann gewesen seyn! Ich weiß am besten, was ich an meiner Frau habe. Die hätte ich nimmermehr, wenn sie euer Vater nicht so gut ge-

zogen hätte. Und wenn sie mir einen Pfennig zu einem Groschen machen kann, so thut sie es.

Ich bin, fuhr die Frau fort, schon seit Jahr und Tag zu eurem Vater gereiset. Denn ich wollte mich gar zu gerne bedanken für das viele Gute, das er an mir gethan hat. Es hat sich aber immer nicht schicken wollen. Diesen Herbst sollte es endlich daran kommen. Aber da erfuhr ich, daß er todt wäre. Du lieber Gott, was sind wir Menschen doch! Und wenn ich den Mann mit den Nägeln aus der Erde kratzen könnte, ia meiner Treue! ich thäte es. Ich hörte auch, daß ihr abgebrannt wäret. Da bin ich mit meinem Manne zu euch gereiset, und habe euch etwas von dem mitgebracht, was uns der liebe Gott bescheret hat. Nehmt es an! wir geben es euch aus gutem Herzen. Ich hätte ia doch alles nicht, wenn euer Vater nicht so viel an mir gethan hätte.

Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Ich wollte mich weigern, aber die guten Leute nahmen mich und meine Frau bei der Hand, und sagten: helft nur uns abladen. Da war doch auf dem Wagen nicht mehr, als alles, was ich brauchte. Früchte, Butter und

Käse, leinen Tuch, ein Bette, Gänse, Hühner und ein fett Schwein. Die Thränen liefen mir und meiner Frau über die Backen, da wir es sahen. Wir sagten einmal über das andere: ihr lieben Leute! das ist zu viel, das ist zu viel. Ihr thut euch gewiß Schaden. Aber sie versicherten, Gott hätte sie so gesegnet, daß sie dies alles entbehren könnten.

Meine Frau lief im Dorfe herum, schleppte alles zusammen, was aufzutreiben war, um unsern Gästen eine gute Mahlzeit zuzubereiten. Und über Tische stund uns das Maul nicht stille. Denn iedes wußte etwas zu erzählen von dem Guten, das ihm Gott gegeben hatte. Da wir am besten sprachen — poch, poch — da klopfte etwas an die Thür. Unsere beiden Gäste sahen einander an und lachten, als wenn sie schon wüßten, wer draussen wäre. Da ich das Fenster aufmachte, sahe ich wieder zwei Bauern, davon der eine eine Kuh führte, der andere aber ein Stämmchen Schafe vor sich hatte. Nu! nu! sagte ich, was wollen denn die Leute mit dem Vieh haben?

Darum, sagten meine Gäste, macht euch keine Sorge. Es gehört auch euer. Wir ha-

ben sechs lebendige Kinder. Wir wissen nicht, wie es der liebe Gott mit uns schickt, heute oder morgen können wir sterben. Da laßt es die armen Würmchen wieder geniessen, wenn euch wieder auf die Beine geholfen ist.

Die Leutchen blieben die Nacht bei uns, und des Morgens reiseten sie fort, und hunderttausendmal riefen wir ihnen mit Thränen nach: lebt wohl! lebt tausendmal wohl! Gott vergelte es! Gott lasse es euren Kindern geniessen, was ihr uns gethan habt.

Unser guter Nachbar Philipp mußte etlichemal mit Erzählen inne halten, um seine Thränen abzuwischen. Und die ganze Gesellschaft weinte mit. Nächstens schreibe ich Ihnen noch etwas von diesem lieben Manne. Unterdessen bin ich

Ihr

gehorsamer Sohn
Ferdinand.

Der Vater an Ferdinanden.

Lieber Sohn!

Je länger du auf dem Lande bist, desto lieber lese ich deine Briefe. Es scheinet doch, als wenn Gott mein Gebet erhöret, und dir ein Herz gegeben hätte, das die süßen Freuden der Natur fühlen kann! und ich zweifle nicht, daß du unter Anführung deines guten Vetters recht viel Gutes lernen werdest. O wie viel Vergnügen wird dir nur das Bienenhaus verschaffen! und wie vieles wird da zu lernen seyn!

Ich kann es nicht leugnen, daß ich sonst manche Stunde bei dem Bienenhause zugebracht, und den unermüdeten Fleiß der Bienen bewundert habe. Tausende leben hier zusammen ohne Zank, Tausende gehorchen einem einzigen, Tausende arbeiten gemeinschaftlich. Da unterdessen in einem Städchen, wo kaum ein paar tausend Menschen leben, nichts als Zwietracht, Mißgunst und Verfolgung herrschet. Wer hat nun wohl diese kleinen schwachen Geschöpfchen dieses gelehret? Gewiß sie selbst nicht. Denn sie

haben weder Schule noch Lehrmeister. Der sie gemacht hat, ihr und dein Vater, muß ihnen diese Geschicklichkeit und Verträglichkeit eingepflanzet haben.

Ich verdenke es dir daher gar nicht, daß auch du bei den Bienenstöcken dich vergnüget und dich gefreuet hast, da du einen Schwarm herausquellen sahest. Aber, lieber Sohn! alles muß mäßig geschehen, auch die Freude muß gemäßiget werden, wenn sie nicht schädlich werden soll. Jede Begierde, sie heisse Freude oder Traurigkeit, Liebe oder Haß oder Zorn, wenn sie zu heftig wird, schadet dem Menschen an Leib und Seele. Durch solche heftige Begierden wird der Leib so sehr angegriffen, daß daraus Krankheiten oder wohl gar der Tod entstehet, und die Seele, wenn sie solche ausschweifende Begierden hat, weiß nicht mehr, was sie thut, und begehet oft die närrischesten Handlungen. Ich könnte dir hundert Exempel anführen von Menschen, die durch übertriebene Freude sich großen Schaden gethan haben. Ich will aber nur ein paar erzählen, die mir zuerst beifallen.

Eine meiner Freundinnen bekam an ihrem Geburtstage von ihrem Vater ein Geschenk

von dem schönsten porcellanenen Kaffeezeuge. Darüber gerieth sie in eine solche Freude, daß sie wie unsinnig war. Sie ging nicht, sondern sie sprang die Treppe hinauf, um es ihrem Manne zu zeigen, überhüpfte ein bis zwei Stufen — pautz — da lag die ganze Freude auf der Treppe in tausend Stücke zerbrochen. Und den Geburtstag, den sie mit so heftiger Freude anfieng, beschloß sie mit Thränen.

Ein Bekannter von mir bekam, da er über Tische saß, die Nachricht, daß er sechstausend Thaler in der Lotterie gewonnen habe. Da grief ihn die Freude so heftig an, daß alle Glieder zitterten, wie bei einem Menschen, der das kalte Fieber hat. Er vergaß sich ganz und gar, riß den gebratenen Kapaun, den er eben vor sich hatte, von einander, verschluckte die Bissen ganz, und trank in der Betäubung zwei Maaß Wein aus. Den andern Tag war er krank, brachte sechs Wochen mit der Krankheit zu, und wäre beinahe gestorben. Doch dein eigenes Exempel beweiset ia die Schädlichkeit einer übertriebenen Freude. Du wurdest dadurch so betäubt, daß du weder durch die Wasserspritze den Bienenschwarm aufhieltest,

noch durch das Glöckchen dir Gehülfen aus dem Hause beiriefest, und hättest dich auf diese Art beinahe um deine ganze Freude gebracht. Je heftiger die Freude ist, desto größerer Gram folgt insgemein darauf. Denn wenn nun dein Schwarm dir entflogen wäre — ich glaube du hättest vor Betrübniß die ganze Nacht durch nicht schlafen können.

Hüte dich also künftig, lieber Sohn! vor heftiger Freude, wie vor dem Fieber. Wie soll ich dies machen? wirst du sagen. Die Sache ist so gar schwer eben nicht. Du mußt dich nur frühzeitig dazu gewöhnen, daß du allemal, wenn dir etwas Angenehmes begegnet, zugleich auch an das Unangenehme gedenkest, das damit verknüpfet ist. Denn es ist in der Welt nichts so gut, das nicht auch mit etwas Unangenehmen verknüpft wäre. Es war dir angenehm, daß der Bienenstock schwärmte, du hättest aber gleich dir vorstellen sollen, wie es möglich sey, daß er dir entflöge. Du hast nun die Freude, daß du Herr von einem Bienenstocke bist. Aber mit dieser Freude hast du auch neue Besorgnisse bekommen. Es ist möglich, daß er dir in dem bevorstehenden Winter abge-

het, oder durch Raubbienen zu Grunde gerichtet wird. Wenn du dies bedenkest, so wird sich deine Freude bald mäßigen. Und wenn du bei allen vergnügten Begebenheiten solche Betrachtungen anstellest, so wird so leicht niemals die ausschweifende Freude deiner Gesundheit schädlich werden, oder deine Seele zu thörichten Handlungen verleiten können. Dies hat uns unser lieber Gellert in dem bekannten Verschen gelehret:

Willst du im Glücke dich nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern so klug, wie Eulenspiegel, seyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Die Geschichte deines lieben Nachbar Philipp habe ich recht gerne gelesen. Du siehest daraus, daß es auch unter den Menschen, die von den Vornehmen oft so sehr verachtet werden, noch immer Leute giebt, die einen gesunden Verstand und ein recht ehrliches gutes Herz haben. Philipp konnte ja gar leicht euch den Bienenstock abstreiten. Er hatte ihn ja gefunden, und konnte sich ihn also zueignen, und

es abwarten, bis iemand käme und darnach fragte; er konnte alsdann vorwenden, daß er selbst Bienen habe, und daß er aus einem seiner Stöcke geflogen sey, und wenn er ihn ia wieder herausgeben wollte, so konnte er sich doch einen Gulden zur Belohnung ausbitten. Dies alles thut aber der gute Mann nicht. Er sucht euch selbst auf, fragt, ob der Schwarm euch gehöre, hilft ihn selbst fassen, trägt ihn in euer Haus, denkt an keine Belohnung, spricht: dies alles wäre seine Schuldigkeit. Ach, Philipp! Philipp! wenn ich in dein Dorf komme, so frage ich zuerst nach dir, und biete dir meine Freundschaft an. So oft du in die Stadt kommst, kannst du bei mir einkehren, ich will dich bewirthen, wie wenn du mein Bruder wärest. Denn so habe ich es immer gehalten. Wo ich einen braven Mann gefunden habe, er mochte Hofrath oder Bauer seyn, da habe ich mich um seine Freundschaft beworben.

Und was der Mann für Standhaftigkeit und Verstand haben muß! Auch im größten Unglück verzagte er nicht, und fand noch Mittel zu seiner Rettung. Obgleich mein Brief etwas lang gerathen wird, so kann ich ihn doch

nicht eher schliessen, bis ich dir erst einige Erinnerungen gegeben habe.

Dieser Mann lehret dich, wie ungegründet das Sprüchwort sey: Kleider machen Leute. Er trägt vermuthlich einen Rock von grobem Tuche, und ist doch ein Mann, ein braver, rechtschaffener, verständiger Mann. Und wenn du einen Schurken oder Narren mit allem ausschmückest, was Frankreichs, Englands und Deutschlands Fabriken liefern, so bekommst du doch keinen Mann, wie Philipp ist. Ich hoffe also, daß du künftig nie die Sünde begehen werdest, zu welcher junge unerfahrne Leute gar sehr geneigt sind, daß du jeden Gecken, der etwa Gold auf dem Kleide, oder gar ein Ordensband umgehängt hat, als einen Mann von Einsichten und edler Denkungsart angaffest, und hingegen mit verächtlichem Blicke auf alle herabsieheſt, die die beschwerlichsten Arbeiten für dich übernehmen, vielleicht das beste Herz, aber ein schlechtes Kleid haben.

Philipp kann dich auch lehren, wie gut es sey, im Unglück einen getrosten Muth zu behalten. Und wenn er nun gleich seine Augen

sich roth geweinet, und vor Gram sich alle Zufriedenheit und Schlaf geraubet hätte, was hätte er dadurch ausgerichtet? nichts, gar nichts, als daß er rothe Augen bekommen, sein Leben sich verbittert, seinen Körper entkräftet hätte, und dabei ein armer Mann geblieben wäre, der von anderer Leute Gnade hätte leben müssen. Das war doch viel vernünftiger, daß er sich zu beruhigen suchte, und sich hinsetzte und nachdachte, wie er seine Umstände verbessern könnte. Dadurch bekam er doch wieder ein Haus und Nahrung. So ist es mit allen widrigen Schicksalen. Klagen helfen zu nichts. Traurigkeit verschlimmert unsere Umstände, und macht uns ungeschickt, sie zu verbessern. Aber wenn man den Gram und die Traurigkeit überwindet, und ernstlich nachdenket, wie man sich helfen könne, so kann man mehrentheils auch bei dem größten Unglück Mittel finden, sich zu retten.

Aber vorzüglich, lieber Ferdinand! lerne an Philipps Exempel, wie gütig der liebe Gott mit den Menschen umgehet. Erst verwüstete er Philipps Haus und ganzes Vermögen. Dies schien etwas grausames zu seyn. Und Philipp

wird oft gedacht haben: du lieber Gott! warum thust du doch das an mir! du nennest dich meinen Vater, und nimmst mir doch alles. — Aber die Folge hat doch gezeiget, daß es der liebe Gott mit Philippen recht herzlich gut meinte. Hätte er mit seinem Gretchen immer gute Tage gehabt, so würde es mit ihm ergangen seyn, wie sein Herr Pfarrer sagte: er würde Gott vergessen haben, und auf allerlei Ausschweifungen gerathen seyn. Aber das Unglück trieb ihn zu Gott, er lernte beten, nachdenken; er gewöhnte sich zur Sparsamkeit und zum Fleiße, kurz, er wurde der liebe, verständige, rechtschaffene Mann, der er iezo ist. Und nun, da der gute Gott durch die Dürftigkeit ihn zum braven Manne gemacht hatte, nun schickte er es auf einmal so wunderlich, daß ganz unvermuthet fast alle seine Sorgen von ihm genommen wurden. Mein guter Ferdinand! du wirst gar vielmal in eben so betrübte Umstände, wie Philipp, gerathen. Wenn dir auch gleich das Haus nicht abbrennt, so wird doch manches schwere Leiden dich treffen, daß es dir vorkommt, als wenn es nun aus mit dir wäre. Dann handle wie Philipp, als ein Christ. Anstatt zu klagen und zu winseln, wen-

de dich mit deinem Gebete zu Gott. Dies wird dich vor Schwermuth bewahren. Handle rechtschaffen nach den guten Lehren, die Gott durch Christum den Betrübten und Leidenden gegeben hat, und überlege nun, wie du deine Sachen recht klüglich anfangen willst. Dann, denke an mich! dann wird sich gewiß alles so wunderbar fügen müssen, daß unvermuthet dein Elend in Freude verwandelt wird. Denn es gehet mit uns, wenn Gott anders Rechtschaffenheit an uns bemerket, immer, wie in einem, zwar alten, aber gewiß sehr guten Liede stehet:

Wann Gott uns nur hat treu erfunden
Und merket keine Heuchelei;
So kommt er, eh' wir uns versehn,
Und läßet uns viel Guts geschehn.

Merkwürdig ist es doch, daß Gott den guten Philipp durch eine Frau retten ließ, die sein Vater als eine arme Walse erzogen hatte. Von nun an will ich den Armen noch mehr Gutes thun, als ich zeither gethan habe. Denn ich glaube gewiß, daß die Wohlthaten, die man seinem armen verlassenen Nebenmenschen

erzeiget, ein Schatz sind, den man seinen Kindern sammlet. Wenn ich einmal längst vermodert bin, so wird mein guter Ferdinand es noch zu geniessen haben, was ich mit redlichem Herzen den Armen erzeigte. Und dieß wird ganz gewiß geschehen, wenn du selbst fein bald dich gewöhnest, deinem leidenden Nebenmenschen, so gut du kannst, beizustehen. In der Hoffnung, daß du dieses thun werdest, bin ich

Dein

treuer Vater.

Ferdinand an seinen Vater!

Bester Vater!

Sie werden sich noch mehr wundern, wenn ich Ihnen noch das Ende von Philipps Geschichte erzähle.

Und seit der Zeit, fuhr er fort, hat mich der liebe Gott zusehends gesegnet. Ich habe ietzo meine vier Pferde auf der Streue, pechschwarze Rappen, das Herz im Leibe lacht einem, wenn man sie nur siehet; ich habe wenigstens ein paar Hufen Land, meinen Wiesenwachs, mein Holz, alle Ställe voll Vieh, ich habe für mich, mein Gretchen und sechs lebendige Kinder genug, und Sie mögen mir es nun glauben oder nicht glauben, ich lege alle Jahre ein Kapitälchen zurück.

Da wir ihn fragten, wie er es denn angefangen hätte, daß seine Umstände sich so sehr verbessert hätten? so fuhr er fort: Das kann

ich Ihnen wohl sagen, und Sie werden bald begreifen, daß alles von rechten Dingen zugegangen sey. Wir hatten bei unserer Gemeine gegen hundert Aecker, die wüste lagen. Sie waren so kahl, daß man nicht ein Gräschen darauf sah, das die Schafe hätten fressen können. Diese Aecker wären die Nachbarn längst gerne los gewesen. Denn sie mußten die Steuern davon geben, und trugen ihnen doch nichts ein.

Da kam ich einmal auf den tollen Gedanken, daß ich mir die Hälfte davon wollte schenken lassen. Ich überlegte das Ding mit Gretchen. Ich kam auf allrehand Einfälle, wie ich sie nutzen könnte. Kurz und gut, ich ging zum Schulzen, und bat ihn, daß er die Gemeine zusammen kommen lassen, und ihr die Sache vortragen möchte. Da war gleich alles Ja und Amen. Die Bauern waren froh, daß sie die Aecker los waren, und ich, daß ich sie bekam.

Aber das erste Jahr, da will ich mein Lebenlang daran denken, was ich da habe aus-

stehen müssen. Das ganze Dorf glaubte, ich wäre nicht richtig im Kopfe, und wo ein Trupp Weiber zusammen stund, oder eine Kindtaufe oder eine Gasterei war, da wurde von mir und meinen Aeckern gesprochen, und darüber gespottet. Was das ärgste war, so muste ich im ersten Jahre mein ganzes Bischen Verdienst für Steuern hingeben, und hatte doch noch keinen Heller werth Nutzen. Gretchen knurrte mir auch die Ohren voll und sagte oft: über die dummen Streiche, die du machst! wir könnten ietzo leben wie die Edelleute, wenn du nicht alles an die verwünschten Steinhaufen wendetest. Aber was da, was da! ich dachte, hast du A gesagt, so mußt du auch B sagen. Ich fuhr in Gottes Namen fort, mein Stückchen zu machen. Wir hatten selbigesmal eben einen gelinden Winter. Dies machte ich mir zu nutze. Ich war täglich mit der Hacke auf meinen Aeckern, und, so oft es ging, auch Gretchen. So arbeiteten wir den Winter durch drei Aecker um, und diese besäeten wir mit Esperset. Wir hatten bei unsrer Arbeit Zuschauer genug, die

alle den Kopf schüttelten, und dachten, was wird doch da heraus kommen! Ich dachte aber immer in meinen Gedanken: lacht ihr doch immerhin! wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Mein Esperset ging auf, daß alle Welt ihre Freude daran sahe. Dies machte mir desto mehr Lust, die Arbeit fortzusetzen. Ich riß den Sommer durch wieder drei Aecker um. Im Herbst und Winter brachte ich wieder so viel fertig, und so ging es Jahr aus Jahr ein. Nach drei Jahren hatte ich ein Stück Landes von achtzehn Aeckern, das mit Esperset, wie mit einem Walde, bedeckt war. Nun hatte ich nicht nur Futter die Menge für mein Vieh, ich konnte auch schon Heu davon machen, und an die Dragonerkompagnie verkaufen, die bei uns im Quartiere lag. Das Geld, das ich daraus lösete, wendete ich an, die Steuern davon abzutragen, und das übrige widmete ich den andern Aeckern, die noch wüste lagen. Denn Lebensmittel hatte ich nun von meinem Vieh und den Aeckern, die ich für andere Nachbarn um-

grub, genug. Und die Milch und Butterpfennige, die mir meine Frau brachte, reichten immer hin, uns manchmal ein Lümpchen auf den Leib zu schaffen.

Aber nun ward guter Rath theuer. Was sollte ich mit der andern Länderei anfangen? Alles mit Esperset zu bestreuen, ging nicht an, weil darunter auch viel nasse Aecker waren, die sich zu diesem Klee nicht schicken, und wo hätte ich auch mit alle dem Zeuge hingewollt? Aber wie sich doch alles so artig schicken muß, wenn eine Sache seyn soll. Ich kam einmal aus der Stadt, und hatte den Kopf voll Grillen. Da sahe ich rechter Hand ein kleines Hölzchen, das so frisch und quatt in die Höhe gewachsen war, daß es Menschen Augen gerne sahen. Ich hatte es wohl hundertmal gesehen, aber diesmal sah ich es mit ganz andern Augen an. Ein Hölzchen! dachte ich, das könntest du ia wohl auch anlegen. Ich schlenderte hin und betrachtete es näher, — und siehe da, es bestund aus lauter Erlen und Eschen. Ich

untersuchte den Fußboden — der war ganz naß, und mit schilfigtem sauerm Grase bewachsen. Das Ding geht gut, dachte ich in meinen Gedanken, du hast auch ein zehen Ackerstück, das eben so naß ist, das eben so saures schilfigtes Gras träget, das muß ia auch wohl Erlen und Eschen tragen. Ich war gleich her, und ging in die Schenke, ließ mir einen Krug Bier geben, und fieng mit den Bauern ein Gespräch von ihrem Erlenwäldchen an. Einer von ihnen war ein kreuzbraver Kerl, und erzählte mir alles haarklein, was man bei Anlegung dieser Bäume zu beobachten habe. Ich fragte ihn, ob man nicht iunge Stämmchen bekommen könnte, und er versprach mir etliche Schock. Ich bestellte aber nur ein Dutzend. Denn mein seliger Vater hat mir die Lehre gegeben, wenn man etwas versuchen wollte, so müßte man erst im Kleinen anfangen. Er habe gar viele gekannt, die durch viele und große Versuche am Ende arme Leute worden wären. Im Herbste holte ich meine Stämmchen, setzte sie, und im Frühiahre wuchsen sie zusehends.

Nun ging es frisch drüber her. Ich überschlug in meinen Gedanken, wie viel ich wohl Stämmchen brauchte, wenn ich das ganze Fleck besetzen wollte, hernach ging ich im halben Lande umher, und handelte alle Eschen und Erlenstämme zusammen, die ich auftreiben konnte.. Ich konnte mich nun schon eher regen, denn ich hatte Geld in den Händen. Ich nahm also auf den Herbst etliche Leute an, die mir die Bäumchen beitragen und pflanzen helfen mußten. Aber ich kam damit doch nicht weiter, als bis zur Hälfte des Stückes. Die andere Hälfte besetzte ich das folgende Jahr.

Nun waren mir noch gegen fünf und zwanzig Aecker übrig, die alle wüste waren, und die doch weder Erlen noch Eschen trugen, weil sie an hohen Bergen lagen, und sehr dürre und steinigt waren. Ich knauserte aber doch etwas aus, wie ich auch diese Flecken nutzen könnte.

Dasselbige Jahr, da ich die letzten Erlen gesetzt hatte, das Mittelfeld war eben über

Winter bestellt, fuhr ich auf den Thüringer Wald, und holte Holz, daß ich mir einen Stall bauen könnte. Tausend machte ich nicht Augen, da ich dahin kam! Da war Waldung, davon man kein Ende sah, und Bäume, die der stärkste Mann nicht umspannen konnte. Ich kam bald frühe dort an, fütterte meinen Gaul, verzehrte mein Morgenbrod, und hatte meine Freude an der schönen Gegend. Da ich eine halbe Stunde hier ausruhte, so hatte ich Zeit genug, den Wald und den Boden, darauf er stund, genau zu betrachten. Der Boden war ein Steinfels, und man sollte nicht meinen, daß es möglich wäre, daß auf so hartem unfruchtbaren Boden, wo kein Gräschen recht fortkommen kann, solche hohe Bäume wachsen könnten. Mir fiel aber gleich ein, sollten deine Berge nicht auch solch Holz tragen? Ja, wenn du nur wissen solltest, wie man die Tannen anbaute, du wolltest dir bald auch einen Wald anlegen. Das Herz zappelte mir vor Freuden, wenn ich daran dachte, wie es so schöne wäre, wenn ich so einen großen Strich Holz hätte; wenn ich dar-

inne mit meinem Gretchen und meinen Kindern umherspatzieren, und mit der Zeit so ein hübsches Stück Geld aus dem Holze machen könnte! Ich legte mich auf die Erde, rieb mir die Stirne — und was geschah? es kam ein Holzhacker aus dem Holze gegangen.

Du kömmst mir eben recht, dachte ich, wie wenn du gerufen wärest. Guten Morgen, guter Freund! rief ich ihm zu, habt ihr nicht Lust ein Stück thüringische Wurst mit mir zu verzehren? Er ließ sich das Ding nicht zweimal sagen, setzte sich bei mich, und schmunzelte, da er meine Wurst schmeckte. Und da ich ihm noch dazu einen guten Schnaps gab, so wurde er so freundlich, wie ein Ohrwürmchen. Ich fieng nun gleich an, mit ihm von Tannen und ihrer Anpflanzung zu reden. Da erfuhr ich von ihm, daß er in seiner Jugend bei einem Edelmanne gedienet habe, der ein groß Stück Landes mit Tannen besäet hätte. Da spannte ich die Ohren. Ich ließ mir alles haarklein erzählen, wie der Edelmann es gemacht habe,

und da erfuhr ich alles, was ich wissen wollte. Da ich genug wußte, machte ich mich bei mein Geschirr, drückte meinem Holzhacker einen halben Gulden in die Hand, und fuhr in Gottes Namen weiter. So bald ich nach Hause kam, fieng ich an einen halben Acker umzuhacken, und besäete ihn mit Tannensaamen. Auch dieser ging nach Wunsche auf. Dies machte mir immer mehr Courage. Das folgende Jahr ließ ich fünf Acker umhacken und besäen, das dritte Jahr zehen Acker. Kurz ich ruhte und rastete nicht eher, bis der ganze Strich umgearbeitet und besäet war. Sehn Sie, lieber Herr! so hat mich der liebe Gott aus einem armen Schelme zu einem Manne gemacht, der sich mit vielem Gelde nicht auskaufen läßt.

In meinem Leben wäre es mir nicht in den Sinn gekommen, noch mehr zu haben. Denn wozu hilft das übrige Geld? Ich kann doch nicht mehr in den Bauch bringen, als er beherbergen kann. Und daß ich etwa Pasteten und dergleichen Narrenspossen auf meinen Tisch

bringen, oder die Arbeit an den Nagel hängen, oder mich über meinen Stand kleiden sollte, das lasse ich wohl bleiben. Das gute Essen will mir nicht bekommen, und, wenn wir ein Hauptfest haben, bin ich allemal krank. Mir ist nicht besser, als wenn ich meine Hacke in der Hand habe, und zu Mittage meine Schüssel voll Gemüse und Fleisch finde. Wollte ich großen Staat machen; so würde das ganze Dorf mir gram werden. Sie hacken so genug auf mich.

Aber der liebe Gott mußte mir doch noch mehr zugedacht haben. Es wird nun fünf Jahre seyn, da kam ein vornehmer Herr, der bei dem Fürsten gut stehet, hier durchgereiset. Er mochte wohl mehrmal da gewesen seyn. Da er nun sahe, daß unser Feldchen, das sonst wie eine Wüstenei aussahe, iezo auf einmal so schön grün worden war, so fragte er, wer diese Veränderung vorgenommen habe? Da er erfuhr, daß ich es wäre, ließ er mich zu sich rufen, und redete mit mir ein Langes und ein Breites.

Das Ding war gut. Ich gehe nach Hause und lasse mir nicht träumen, daß der Herr in seinem Leben wieder an mich denken wird. Aber, was geschah? Es waren nehelich acht Wochen ins Land — poch! poch! da pochte jemand unter meinem Fenster an. Es war der Amtsdiener, der mir sagte, daß ich den andern Tag in das Amt kommen sollte. Ich ging hin, und dachte unterwegens hin und her, was wohl das Ding heissen solle. Ich hätte mir eher des Himmels Einfall vermuthet, als daß es das seyn würde, was ich hernach erfuhr. Denn, hören Sie nur an! Da ich in das Amthaus trat, da kam mir der Amtmann (das doch sonst seine Art gar nicht ist) an der Thür entgegen, kriegte mich bei der Hand, führte mich in die Stube und sagte: nun, Nachbar Philipp! heute muß ich euch etwas Gutes sagen, hier ist ein Brief vom Fürsten, leset ihn!

Ich las, ich las, ich las ein, zwei, dreimal, und wußte immer nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte. Denn hören sie nur, was

drinne stund: Weil er mit Wohlgefallen vernommen, daß einer seiner treuen Unterthanen, Namens Philipp, eine wüste Gegend mit Holz bepflanzet habe, so verordne er hiemit, zum Beweise seiner Milde und Gnade, und zu fernerer Ermunterung des Fleißes, daß besagtem Philipp jährlich hundert Thaler ausgezahlet werden, und er dafür gehalten seyn solle, die in seinem Amte gelegenen Felder fleißig zu besuchen, und Bericht abzustatten, mit was für Holzarten die darin befindlichen Gegenden zu bepflanzen wären.

Und das Geld ist mir nun zeither alle Jahre richtig bezahlet worden. Ich habe ja freilich seit dieser Zeit über hundert Acker mit Holze bepflanzen lassen, und denke mit Gottes Hülfe, wenn Gott Leben und Gesundheit schenket, zwischen hier und zehn Jahren alles was wüste ist, grüne zu machen. Aber hundert Thaler alle Jahre, das ist zu viel. Ich hätte es unserm gnädigen Herrn gerne zu Gefallen gethan. Der liebe Gott gebe unserm gnädigen

Fürsten, und dem lieben vornehmen Herrn, der mich rekommendiret hat, eine gute Nacht!

Und nun stieg unser lieber Philipp auf, klopfte seine Pfeife aus und nahm von uns Abschied. Wir baten ihn alle, daß er doch wenigstens noch eine halbe Stunde bei uns verziehen möchte, aber umsonst. Er sagte, es habe zehen geschlagen, da pflege er allemal zu Bette zu gehen; der liebe Gott habe den Tag zur Arbeit, und die Nacht zur Ruhe geschaffen.

Da es nun eben ietzo zehen schläget, so will ich Philipps Exempel folgen, von Ihnen Abschied nehmen, und mich in mein Bette legen. Ich werde immer seyn

Ihr

gehorsamer Sohn

Ferdinand.

Der Vater an Ferdinanden.

Lieber Sohn!

Aus Philipps Geschichte kannst du mehr lernen, als aus manchem dicken Buche. Du siehest hieraus, daß Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit und Arbeitsamkeit die besten und dauerhaftesten Güter sind, die sich ein Mensch erwerben kann. Alles, was Philipp von seinem Vater bekommen hatte, Haus, Kleidung, Bette, Hausgeräthe, Vieh und Geld, war in einer unglücklichen Stunde dahin. Man kann gewissermaßen sagen, daß ihm auch seine Aecker mit verbrannt sind. Denn die Dürftigkeit zwang ihn, auch diese zu verkaufen. Aber Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit und Arbeitsamkeit blieben ihm übrig, und er kann noch zehnmal abbrennen, diese gute Eigenschaften verbrennen ihm doch nicht. Es fällt mir hierbei ein alter griechischer Weltweiser ein, der Simonides hieß, und dem es fast eben so wie Philippen ging. Er war zu

Schiffe und eine ziemliche Anzahl Leute, die des Handels wegen reisten, war bei ihm. Da sie beinahe an dem Lande waren, entstund ein so heftiger Sturm, der das ganze Schiff zerschlug, so, daß iedes vergaß, was es auf dem Schiffe hatte, und durch Schwimmen sein Leben zu retten suchte. So bald das entrunnene Schiffsvolk wieder zu sich selbst kam, so entstund ein allgemeines Wehklagen. Einer beklagte sein Geld, der andere seine Waare, der dritte seine Kleidung. Nur Simonides allein war so ruhig und so freundlich, als wenn er gar nichts eingebüßet hätte. Einer von der Gesellschaft fragte ihn, wie es denn möglich sey, daß er bei einem so großen Unglück so ruhig seyn könnte? Warum, antwortete er, sollte ich denn klagen? ich habe ia alles gerettet; ich habe meinen ganzen Reichthum bei mir. Er verstund dadurch seine Weisheit, die ihm lieber als aller Welt Reichthümer waren.

Wie lächerlich ist es also, wenn die Menschen auf nichts sinnen, als wie sie reich wer-

den wollen. Der Reichthum macht sie nicht klüger. Wenn auch gleich ein Schwarm hungeriger Schmeichler mit tiefen Complimenten ihre Freundschaft und Gnade suchet, so verachtet sie doch der Kluge in seinem Herzen. Und bei allem ihren Reichthume werden sie doch nicht vergnügt. Denn weil sie nicht rechtschaffen sind, so haben sie kein Vertrauen zu Gott, sie erschrecken vielmehr, wenn sie an ihn denken. Sie haben an sich selbst keine Freude, sie schämen sich vor sich selbst, weil sie gar wohl einsehen, daß der ärmste Mann, wenn er rechtschaffen und geschickt ist, mehr werth sey, als sie, und besonders vor Gott mehr gelte. Ja, weil sie nicht arbeitsam sind, so haben sie immer müßige Stunden. Und du weißt nun, lieber Sohn! aus eigner Erfahrung, daß die trübsten Stunden unsers Lebens die sind, da wir nicht wissen, was wir vornehmen sollen. Sie verfallen alsdann gemeiniglich auf Schwelgerei, Spiel und andere Ausschweifungen, und verkürzen sich dadurch ihr Leben. Und — wenn sie nun um ihren Reichthum kommen, dann ist

der

der ärmste Taglöhner glücklicher als sie. Dieser kann doch arbeiten, und erwirbt damit immer so viel, daß er zu Mittage seine Schüssel voll Gemüse, und des Abends seinen Käse und Brod hat, und hat er dieses, so ist er vergnügt. Aber iene — ach die armen Leute! sie sind nun um alle ihre Freude. Sie hatten sonst täglich Gesellschaft, aber diese verläßt sie nun. Denn sie suchte nur von dem Reichthume ihren Vortheil zu ziehen; wenn also dieser weg ist, so fliehet sie auch. Sie haben nichts gelernet, womit wollen sie also etwas erwerben? Und da sie an lauter gute Bissen gewöhnet sind, wie werden sie sich krümmen, wenn sie mit elender Kost sich behelfen müssen! Sonst vergassen sie sich selbst unter den beständigen Zerstreuungen und Lustbarkeiten. Aber wenn sie nun dies nicht mehr haben, haben sie keine Gesellschafter als ihr eigen Gewissen, das ihnen immer die bittersten Vorwürfe macht und saget: du bist ein schlechter Kerl, du hast nichts gelernet, du hast niemanden glücklich gemacht — Ach Ferdi-

nand! Ferdinand! überlege wie solchen Leuten zu Muthe seyn muß.

Ein Mensch hingegen, der Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit und Arbeitsamkeit besitzet, wie glücklich ist er! Sein Haus mag verbrennen oder ausgeplündert werden — er gehet getrost davon und denket: Ich habe alles gerettet, ich habe alles bei mir.

Geld ist Quark. Dies kann sich ieder erwerben, der geschickt, rechtschaffen und arbeitsam ist. Und gesetzt, daß auch mancher geschickte, rechtschaffene und arbeitsame Mann durch widrige Schicksale in beständiger Armuth erhalten würde, so ist er doch nicht unglücklich. Er hat immer einen Freund bei sich, der ihm Muth einspricht. Dieser ist sein gutes Gewissen. Das spricht beständig zu ihm: Du bist ein braver Mann, du thust deine Schuldigkeit, du bist so viel als möglich deinen Nebenmenschen behülflich. Menschen bemerken es nicht, aber der allwissende Gott siehet es, der wird dich nie Noth leiden lassen, der wird deine Nachkom-

men segnen, und dir in der Ewigkeit gut thun, was du hier entbehren mußt.

Darum wünsche ich immer, daß du, lieber Sohn, diese Güter dir erwerben möchtest. Lerne alles, was du lernen kannst! lebe rechtschaffen, wie es Gott verlangt! fliehe frühzeitig den Müßiggang, und gewöhne dich zur Arbeit. Dann kann ich ruhig sterben, indem ich gewiß weiß, daß es meinem lieben Sohne nach meinem Tode wohl gehen wird. Und wenn ich Tonnen Goldes dir hinterliesse, so würde mich dieß doch auf meinem Todesbette nicht so trösten, als wenn ich weiß, daß ich einen Sohn auf der Welt lasse, der geschickt, rechtschaffen und arbeitsam ist. Ich bin

Dein

dich liebender Vater
Salzmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klinger, ...

Franz Grünbergs Abendunterhaltungen mit seinen kleinen Kindern über die Erde, Natur und Menschen

Bd.: Dritter und letzter Band

1805

Paed.pr. 4463 y-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb12018780-1